

Frankfurter Allgemeine
Magazin

MÄNNER SPEZIAL
OKTOBER 2020

HUNGER

**MÄNNER
IN DER
SCHWEBE**



JOÃO CAMPOS-SILVA
BIOLOGE



MARITZA MORALES CASANOVA
UMWELTSCHÜTZERIN



NNAEMEKÀ IKEGWUONU
SOZIALUNTERNEHMER



JOSEPH COOK
MIKROBIOLOGE



EMMA CAMP
MEERESBIOLOGIN



BRAD NORMAN
MEERESSCHÜTZER



TOPHER WHITE
TECHNOLOGE

PERPETUAL PLANET ROLEX PREISE FÜR UNTERNEHMUNGSGEIST

Im Laufe des vergangenen Jahrhunderts hat sich die Rolex Oyster stetig weiterentwickelt, um den Anforderungen von Forschern und Visionären gerecht zu werden, die das Wissen über unseren Planeten bereichern. Die Rolex Preise für Unternehmungsgeist wurden 1976 zum 50. Jubiläum der ersten Oyster ins Leben gerufen, um Menschen zu würdigen, die neue Ideen hervorbringen, die Umwelt schützen und unser kulturelles Erbe bewahren. Auch heute unterstützt das Programm all diejenigen, die mit ihren bahnbrechenden Ideen etwas verändern. Allein kann man viel bewirken. Aber nur gemeinsam wird es uns gelingen, unseren Planeten auf Dauer zu erhalten.

Erfahren Sie mehr auf rolex.org

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL AIR-KING





4

T H E

AB 24. OKTOBER BEI IHREM BMW PARTNER.

SeaQ Panoramadatum

Tauchen Sie ein in das Original



Glashütte
ORIGINAL

glashuette-original.com

Deutsche Uhrmacherkunst seit 1845.

Glashütte Original Boutique • QF, Quartier an der Frauenkirche • Töpferstraße 4 • 01067 Dresden

Tel. +49 (0)351 82 12 59 70 • E-mail: Boutique.Dresden@glashuette-original.com

Beijing • Dresden • Dubai • Geneva • Hong Kong • Macau • Madrid • Shanghai • Shenyang • Singapore • Tokyo • Vienna • Xi'an

ALT WIRD NEU



Ja, das waren schöne Zeiten. Als ich Carl Tillessen zum ersten Mal traf, da blühten die Berliner Modemessen, da war die ganze Hauptstadt auf den Beinen, um neue Trends zu entdecken, da gab man sich noch dem Konsum hin, als gäbe es kein Morgen. Er saß in einer Messehalle mit seiner Partnerin Daniela Biesenbach und erklärte mir die gemeinsame Firma „Firma“. Allein dieser sachliche Name gefiel mir, die Kleidung auch und die beiden sowieso. Vorbei, aber nicht vergessen. Was vor mehr als einem Jahrzehnt richtig war, kann heute durchaus falsch sein. „Firma“ ist seit 2015 keine Firma mehr. Tillessen hat sich seitdem als Berater einen Namen gemacht und hält unter anderem beim Deutschen Mode-Institut Vorträge über neue Trends. Und jetzt liegt bei mir auf dem Tisch sein Buch mit dem Titel „Konsum“, das Cover in rostigem Hermès-Orange, gleich neben der kleinen Hermès-Schachtel, in dem das Tuch kam, das auf Seite 44 abgebildet ist. Was für ein Zusammentreffen auf engem Raum! Denn Tillessen schreibt in seinem Buch, das zum Standardwerk werden könnte, „warum wir kaufen, was wir nicht brauchen“. Der Mann, der schon vielen Menschen etwas verkauft hat, will nun plötzlich, dass wir nichts mehr kaufen? Ja, denn er ist Fachmann, er weiß, wie Konsumenten geködert werden. Sie wollen ihren Status beweisen, sie werden abhängig durch Social Media, Online-Shopping macht das Einkaufen gefährlich leicht, die „experience economy“ schafft ganz neue Illusionen, und die ebenso virtuelle „fear of missing out“ greift um sich, weil sie als real erlebt wird. Warum erzähle ich das alles? Erstens natürlich, weil sich Tillessen durch seine Beiträge in diesem Magazin dazu ermuntert fühlte, ein Buch aus seinem neuen Lebensthema zu machen. Und zweitens, weil auch dieses Heft dazu anregen soll, nicht mehr so viel zu konsumieren, sondern ausgewählter (und dadurch natürlich meist auch teurer). Deshalb auch die Schraubenschlüssel auf dieser Seite: Timo Fräsch hat Wolfgang M. Heckl interviewt (Seite 46), den Mann, der das Reparieren zu einer Kulturtechnik erhebt. Es gibt sie noch, die guten alten Dinge. Oft liegen sie tief im Keller oder ganz hinten im Kleiderschrank. Eine schöne Aufgabe, auch für Männer: aus Altem etwas Neues zu erschaffen. *Alfons Kaiser*

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Julia Anton, Holger Appel, Marian Behmer, Patrick Boich, Johanna Dürholz, Claus Eckert, Sebastian Eder, Markus Ebner, Leonie Feuerbach, Timo Fräsch, Eileen Güler, Jörg Hahn, Ben Kuhlmann, Freddy Langer, Christoph Moeckel, Katharina Pfannkuch, Julia Schaa, Peter-Philipp Schmitt, Bernd Steinle, Anna Vollmer, Jennifer Wiebking, Maria Wiesner

Bildredaktion:

Henner Flohr

Art-Direction:

Holger Windfuhr, Tobias Stier (Stv.)

Layout:

Verena Lindner

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Dr. Volker Breid

Verantwortlich für Anzeigen:
Ingo Müller, www.faz.media

Hersteller:

Andreas Gierth

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:

Prinovia GmbH & Co. KG – Betrieb Nürnberg
Breslauer Straße 300
90471 Nürnberg

ITEM FEATURED IN AUCTION:

GEOMETRIC PRINT, ARGYLE WOOL SWEATER, POPLIN SHIRT, TIE WORN BY MAX TOWNSEND
 GEOMETRIC PRINT, STRETCH WOOL VEST, POPLIN SHIRT, TIE WORN BY MAXIMILIAN BUNGARTEN
 AUTHOR: MIUCCIA PRADA



PRADA

ORIGINAL PIECES FROM THE PRADA FW2020 FASHION SHOWS IN MILAN WILL BE AUCTIONED IN OCTOBER.

Sotheby's
EST. 1784

PROCEEDS WILL BE DONATED TO UNESCO EDUCATIONAL PROJECTS.



KATHARINA PFANNKUCH

begann ihre Karriere als freie Korrespondentin und berichtete von 2011 an aus Tunesien und Ägypten über die arabischen Umbrüche. Zurück in Deutschland fand sie über Umwege zum Gesellschafts- und Modejournalismus. Zu der 2017 erschienenen erweiterten Neuauflage von Paul Sahnners „Karl“ über Karl Lagerfeld steuerte sie mehrere Kapitel bei. Seit Ende 2019 ist sie Chefredakteurin des Frauen- und Lifestylemagazins „Maxi“. Für diese Ausgabe traf sie gleich zwei Männer, die ebenfalls auf Umwegen ihre berufliche Leidenschaft fanden. (Seite 52 und 90)



JEROEN VAN ROOIJEN

schrrieb 15 Jahre lang über Mode und Stil für die „Neue Zürcher Zeitung“. Inzwischen ist der Fünfzigjährige wieder hauptsächlich in seinem Beruf als Schneider und Schnittmacher tätig, bleibt dabei aber derselbe Qualitätsfetischist, der er als Autor stets war. Für diese Ausgabe hat er nach eigenem Gusto neue Accessoires für den Mann zusammengestellt (Seite 44). Bei der Auswahl leiteten ihn zwei alte Weisheiten: It's the clothes that make the man (Erasmus), aber: The details are not the details (Charles Eames).

MITARBEITER

SÉBASTIEN JONDEAU musste für unser Modeshooting in Südfrankreich, in dem er die Hauptrolle spielt (Seite 30), zwar eigens aus Rom anreisen. Aber die Gegend um Nizza ist sein natürlicher Lebensraum. Hier verbrachte er viele Sommer mit seinem Chef Karl Lagerfeld, dem er in dessen letzten Jahren der engste Vertraute war. Stylist Markus Ebner und Fotograf Ralph Mecke wunderten sich jedenfalls, wie viele Leute er dort kennt. Trotz vieler Plaudereien kamen sie noch zu ihren Fotos, die vom Licht des Südens leben.



ANNA VOLLMER liebt seit ihrer Kindheit die Musik von Herbert Grönemeyer. Umso mehr hat sie sich gefreut, dass einer seiner größten Erfolge nun der ideale Soundtrack für einen ihrer Texte geworden ist. Denn für uns hat sie aufgeschrieben, wann ein Mann ein Mann ist. In aktuellen Filmen, Büchern und Ausstellungen erfuhr die Volontärin der F.A.Z., dass das Männerbild, das bei uns kulturell vorherrscht, keinesfalls universell ist (Seite 54). Grönemeyer wusste es schon vor Jahrzehnten: Wer oder was „männlich“ ist, das kann man zum Glück gar nicht so genau sagen.





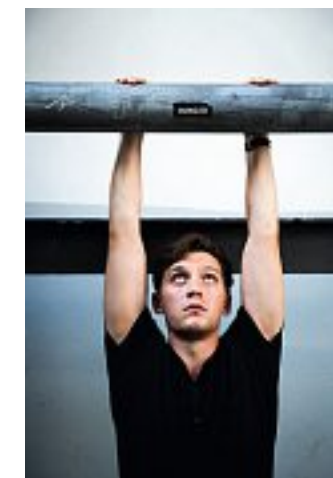
HERNO



Der Umwelt zuliebe: Der FDP-Vorsitzende Christian Lindner kann auch Grün, ein bisschen zumindest, wie er bei einer Spritztour mit einem Brennstoffzellen-Fahrzeug beweist (Seite 74). Hier schaut er sich in der Berliner Classic Remise nach Altem um.



Kultur des Reparierens: Wolfgang M. Heckl, der Generaldirektor des Deutschen Museums in München, plädiert im Interview mit Timo Frasch dafür, öfter mal selbst Hand anzulegen. (Seite 46)



ZUM TITEL

Der Schauspieler Jonas Nay wurde am 12. August in den Zeise-Kinos in Hamburg von Lucas Wahl fotografiert.

- 20 BELLA THORNE
- 42 RESHMA SAUJANI
- 76 THOMAS KELLNER
- 80 AKSEL LUND SVINDAL
- 90 DANIEL KARASEK

WARM Mit diesen Daunenjacken richten wir uns coronabedingt auch im Winter draußen ein. *Seite 16*

TROCKEN Mit etwas Geduld gelingt auch dieser marinierte Schweinebauch. *Seite 70*

COOL Was sich Bushido und Arafat Abou-Chaker vor Gericht noch zu sagen haben. *Seite 43*

NAH An der portugiesischen Atlantikküste sind die Strände noch nicht überlaufen. *Seite 82*

FEUCHT Leonard Diepenbrock ist mit veganen Schönheitsprodukten überaus erfolgreich. *Seite 52*

FERN Iran ist ganz anders, als es uns die tagesaktuelle Politik oft vor Augen führt. *Seite 84*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 31. Oktober bei.
Facebook: Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin **Twitter:** @fazmagazin



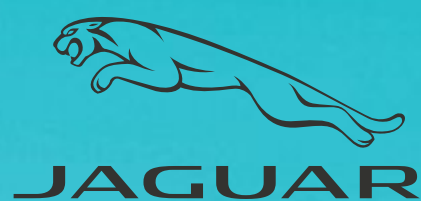
Die Zeichen erkennen: Im Land mit den glücklichsten Einwohnern dieses Planeten, Bhutan, sind die Hinweise auf Tafeln und Schildern nicht immer leicht zu verstehen. (Seite 72)

Was Mann haben sollte: Es gibt ein Übermaß an Neuem, aber ein paar Accessoires darf sich auch der Herr im Haus leisten, etwa die Leine Boboli für seinen Hund. (Seite 44)



DER JAGUAR I-PACE

I GOT THE POWER.
SPANNUNG IN IHR
LEBEN ZU BRINGEN.



Aufgeladen mit Begeisterung. Der vollelektrische Jaguar I-PACE elektrisiert Sie vom ersten Moment an. Dank seiner innovativen Antriebstechnik verbindet er kurze Ladezeiten mit einer hohen Reichweite von bis zu 470 km und Jaguar typischer Performance – und das völlig emissionsfrei. Darüber hinaus spart er Ihnen bei der Versteuerung nicht nur 50 % des geldwerten Vorteils, sondern ist auch durch den einmaligen Umweltbonus inkl. Innovationsprämie in Höhe von 7.500,- €* außergewöhnlich attraktiv.

Vereinbaren Sie jetzt Ihre Probefahrt.

[jaguar.de/i-pace](https://www.jaguar.de/i-pace)

Stromverbrauch Jaguar I-PACE (komb.): 23 kWh/100 km (NEFZ); 25,2–22,0 kWh/100 km (WLTP); CO₂-Emissionen im Fahrbetrieb: 0 g/km.

* 2.500,- € Nachlass von Jaguar (netto), 5.000,- € Innovationszuschuss vom Bund, zu beantragen bei der BAFA, weitere Voraussetzungen unter www.bafa.de



Aus der F.A.Z. vom 3. Oktober 1970: „Zwei Jumbos, ein großer und ein kleiner, beschnupperten sich gestern in der neuen Flugzeughalle auf Rhein-Main.“

Foto Lutz Kleinhaus

Vor fünfzig Jahren

Ach, was waren das für Zeiten, als das Wort „Flugscham“ noch ein Fremdwort war und man Elefanten ganz problemlos für einen PR-Gag einspannen konnte, ohne dass einem Tierschützer den Ruf ruinierten. Da zeigten Boeing, die Lufthansa und der Frankfurter Flughafen gemeinsam Größe, nicht im übertragenen, sondern im ganz buchstäblichen Sinn. Boeing hatte gerade das größte Passagierflugzeug der Welt gebaut, nach seinem ersten Flug im Februar 1969 wurde es ein Jahr später offiziell in Betrieb genommen. Die Lufthansa, die guten Zeiten entgegenblickte, war die erste Fluggesellschaft außerhalb der Vereinigten Staaten, die eine Boeing 747 für den Flugverkehr erwarb. Und weil es dafür viel Platz brauchte, baute der Frankfurter Flughafen die größte Flughafenwartungshalle der Welt: 240 Meter breit, 34 Meter hoch und 100 Meter tief. Ein Superlativ hoch drei sozusagen.

Der Elefant passte gut zu diesem dreifachen Triumph. Seine Größe ließ die Halle umso geräumiger wirken. Und die gerade vorgestellte Boeing 747 borgte ihren Spitznamen vom berühmtesten Elefanten aller Zeiten: Der afrikanische Elefantenbulle Jumbo, der die 747 zum Jumbo-Jet machte, war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein wahrer Star, dessen Ruhm weit über seine Lebenszeit hinaus strahlte. Er wurde ausgestopft und war bis zu einem Brand im Jahr 1975 in der Barnum Hall in Medford in Massachusetts zu sehen, so beeindruckt war man von seiner Größe. Dass Elefanten nicht nur sehr groß, sondern auch eher behäbig wirken, störte bei Boeing offenbar niemanden, im Gegenteil. Denn zeigte sich nicht gerade in dieser Unmöglichkeit ein Wunder der Ingenieurskunst? So genial war die Erfindung der 747 – man brachte

sogar Elefanten zum Fliegen. Im Übrigen konnte sich auch ein weiterer Nachfahre Jumbos, die Zeichentrickfigur Dumbo, mit seinen riesigen Ohren in die Luft erheben. An Vorbildern fehlte es also nicht.

Größe allein, so beeindruckend sie auch wirkt, ist kein Wert an sich. Für die Lufthansa und die gesamte Flug- und Reiseindustrie bedeutete sie trotzdem einen großen Unterschied. Weil die Zahl der Plätze pro Flugzeug nun so viel höher war als vorher, sanken die Ticketpreise, und das Zeitalter des Tourismus begann. Zwar war der heutige Massentourismus noch weit entfernt, und kaum einer flog für ein Wochenende nach Mailand. Doch waren Fernreisen erschwinglicher als je zuvor.

Die glorreichen Zeiten, die damals begannen, sind zu Ende. Das Fliegen ist wegen seiner fatalen Auswirkungen auf das Klima schon seit einiger Zeit in Verruf geraten. Dennoch: Das Bild eines stolzen Piloten auf einem riesigen Elefanten wäre uns noch Anfang des Jahres nicht ganz so seltsam vorgekommen. Nachdem der Flugverkehr nun so stark zurückgefahren worden ist, wirkt es wie ein Dokument aus einer anderen Zeit. Das Unternehmen Boeing will den Bau der 747, der „Königin der Lüfte“, 2022 einstellen; das Coronavirus hatte diese Entscheidung gegen eines der beliebtesten Passagierflugzeuge beschleunigt. Die Lufthansa – sie hatte die Geschichte des Jumbo-Jets von Anfang an begleitet – wird einer der letzten Käufer sein. Die Fluggesellschaft steht, wie der Frankfurter Flughafen, nicht gut da. In den riesigen Wartungshallen geht es jetzt ruhiger zu, die meisten Mitarbeiter sind immer noch in Kurzarbeit. Wie es weitergeht, kann niemand vorhersehen. Doch die Flugeuphorie der siebziger Jahre, sie ist verfliegen. *Anna Vollmer*

Occhio

a new culture of light



Sofia Boutella and Mads Mikkelsen
illuminated by Mito volo.
Watch the movie on occhio.de

ALICE LIDDELL
* 1852 - † 1934

I. Alice Liddell kam als Tochter des Dekans des Christ Church College in Oxford zur Welt. Ihre Eltern freundeten sich 1855 mit dem jungen Lehrer Lewis Carroll an, der sich auch großartig mit ihren Kindern verstand.

II. Carroll nahm Alice und ihre Geschwister auf Bootspartien mit, bei denen er ihnen spontan phantastische Geschichten erzählte. Aus einer dieser Geschichten entwickelte sich später der Roman „Alice im Wunderland“, dessen Originalmanuskript Carroll der kleinen Alice schenkte.

III. Immer wieder porträtierte er Alice Liddell in zahlreichen Fotografien, für die er sie in verschiedenen Kostümen inszenierte – teilweise nur knapp bekleidet.

IV. Im Juni 1863 kündigten Alices Eltern Lewis Carroll fristlos. Was genau vorgefallen war, liegt bis heute im Dunkeln. Carrolls Tagebuchseiten wurden von seinen Verwandten nachträglich entfernt, und Alice Liddells Eltern verbrannten die Briefe, die ihre Tochter von ihm erhalten hatte.

V. Es wird vermutet, dass der 31 Jahre alte Carroll um die Hand des elfjährigen Mädchens angehalten hatte. Zwei Jahre später erschien „Alice im Wunderland“ und machte Lewis Carroll zu einem der berühmtesten britischen Schriftsteller.

VI. Als junge Frau hatte Alice Liddell eine kurze Liaison mit dem jüngsten Sohn von Queen Victoria. Sie heiratete jedoch 1880 einen angesehenen Cricketspieler. 1928 versteigerte sie aus finanzieller Not das Manuskript zu „Alice im Wunderland“ für eine gigantische Summe.

VII. Kurz vor ihrem Tod hielt sie anlässlich von Lewis Carrolls 100. Geburtstag eine Lobrede auf ihren ehemaligen Lehrer. Das Wissen darüber, was genau im Sommer 1863 vorgefallen war, nahm sie jedoch mit ins Grab.

Von Simon Schwartz

PRÊT-À-PARLER



WIR RICHTEN UNS DRAUSSEN EIN

Not macht erfinderisch. Konnte man im Frühjahr beobachten. Sobald die Restaurants wieder öffnen durften, waren viele Parkplätze voll – mit Stühlen und Tischen, um die Außenbereiche der Lokale mal eben um ein paar Quadratmeter zu vergrößern. Dem Charme des Provisorischen, der zum Draußensessen im Sommer irgendwie dazugehört, diene das auch. Auf Picknickdecken sitzt man so unbequem, dass nach einer Weile die Füße einschlafen, und es ist trotzdem schön. Auf Bierbänken wird der Rücken schwer, egal. Nun also Dinner in der Parkbucht. Können ja nicht alle einen so herrlichen Außenbereich haben wie das Wasserhäuschen „feinfrankfurt“ an der Eschenheimer Anlage. Dort richten sie es unter den Bäumen so liebevoll ein, wie die Menschen einst ihre Wohnzimmer, lange bevor Ikea und Scandi-Minimalismus Einzug hielten. Unsere Fotos zeigen es.

Draußen wie drinnen: Viele Wirte werden ihre improvisierten Terrassen wegen des verminderten Ansteckungsrisikos auch in diesem Herbst geöffnet halten. Sommerfeeling im November, so können sich das diejenigen schönreden, die nicht immer zu Hause sitzen wollen. Und die Hersteller sämtlicher Daunen-

jacken dürften jubeln: Endlich ein Winter, der noch so mild sein kann, warme Jacken werden in jedem Fall gebraucht. Das Abendkleid, die feine Bluse, ja selbst die Handtasche kann man sich nun schenken. Entscheidender ist ein Ort, an dem man die Hände vergraben kann, in tiefen Taschen eines Polarparkas wie dem Modell von Brunello Cucinelli (1).

Die Jacke wird bei vielen Gelegenheiten das einzige Stück sein, das in Gesellschaft sichtbar ist, insofern ist sie auch mehr als nur das. Ein Statement! Entscheidend also, in welcher Farbe man sich sehen lassen möchte. Im Parka-Grün von Geox (8) oder Marc O'Polo (7), was immer an den militärischen Hintergrund des Kleidungsstücks erinnert? Oder gediegener, nach hanseatischem Schlechtwetter-Vorbild in Dunkelblau von Moorer (2) oder Moncler (6)? Oder sollte man in diesem Jacken-Moment mal ganz aus sich herausgehen und auf Rot setzen, von Stone Island (3) oder Herno (4)? Gar auf Gelb von Woolrich (5)? Was ja seit Jahren zur Trendfarbe erklärt wird, allerdings immer im Sommer. Das muss jeder für sich klären. Zu bedenken sei aber: Der Winter draußen könnte lang werden. (jwr.)

Fotos Hannah Aders



GIORGIO ARMANI

CUPRAOFFICIAL.DE



DER NEUE CUPRA FORMENTOR. INSPIRING THE WORLD FROM BARCELONA.

MIT 310 PS. EINE SYNTHESE AUS SUV UND COUPÉ. RENNSPORTLICH INSPIRIERT. UND DER PERFEKTE ADRENALINSTOSS. AUF DEM WEG ZUR UMSETZUNG EINES JEDEN GROSSEN TRAUMS. »DENN NICHTS IST SO SPORTLICH WIE DER KAMPF UM DAS, WAS DU WIRKLICH WILLST.« MARC TER STEGEN.

Kraftstoffverbrauch CUPRA Formentor 2.0 TSI 4Drive, 228 kW (310 PS) in l/100 km: innerorts 9,6, außerorts 6,5, kombiniert 7,7; CO₂-Emissionen in g/km: kombiniert 175. CO₂-Effizienzklasse: D.



SNEAK AROUND (XX): ADIDAS CLEAN CLASSICS, SC PREMIERE

Plastikmüll ist eines der größten Probleme unserer Zeit. Diese Sneaker-Kollektion ist daher ein kleiner Schritt in die richtige Zukunft: Mit den Clean Classics gestaltet Adidas seine Sneaker-Klassiker neu und setzt dabei auf Recycling. Damit will der Sportartikelhersteller den Grundstein für eine gezielte Weiterentwicklung auf dem Gebiet der Nachhaltigkeit legen. Endlich!

Clean Classics, das sind die zeitlosen weißen Adidas-Klassiker. Bestandteil der Kollektion sind die Modelle Superstar, Stan Smith, Continental 80, SC Premiere, Supercourt und Superstar Bold. Im Mittelpunkt der Kollektion steht Primegreen, eine Reihe hochwertiger Recyclingmaterialien. Jede Clean-Classics-Silhouette erfüllt den Primegreen-Standard: Das Obermaterial wird zu 70 Prozent aus wiederverwerteten Materialien hergestellt – und ist klassisch Weiß gehalten. Für die Sohle kommt erneuerbarer und wiedergewonnener Gummi zum Einsatz. Die Außensohle sticht durch eine gesprenkelte Optik hervor. Die Einlegesohlen werden aus recyceltem Ortholite oder aus Kork hergestellt, die Schnürsenkel aus Papier. Für die Schuhkartons werden Restbestände des Kartonmaterials genutzt, die wegen Änderungen oder Druckfehlern nicht mehr zu nutzen sind. In keinem Produktionsschritt werden Materialien tierischen Ursprungs verwendet, weder für Klebstoffe noch für Farben. Durch das Überarbeiten der Schnittmuster reduziert die Kollektion außerdem unnötigen Abfall. Ein Highlight ist das Branding auf der Zunge. Der SC Premiere, den ich trage, stammt aus dem Adidas-Archiv und ist eine Neuinterpretation des Retro-Tennis-Styles. Eine minimalistische Silhouette – genau das Richtige für mich.

Auf einigen Modellen findet sich der Leitsatz „This shoe alone will not save the planet“. Gut so! Diese Sneaker retten nicht die Welt, aber regen zum Weiterdenken an.



Adidas versucht, den ökologischen Fußabdruck so gering wie möglich zu halten. Endlich machen sich Modehersteller Gedanken um Umweltschutz. Das ist wichtig, denn zur Zeit gehen von der Produktion bis zur Nutzung und Entsorgung von Kleidung 2,1 Milliarden Tonnen Kohlendioxid-Emissionen auf das Konto der Modeindustrie. Das geht aus der gemeinsamen Studie von McKinsey und der Global Fashion Agenda hervor. „Fashion on Climate“, die im August veröffentlicht wurde. Bis 2030 muss die Modeindustrie ihre Treibhausgase halbieren.

Adidas macht mit der Clean-Classic-Kollektion vor, wie auch große Modekonzerne den Weg zu nachhaltigeren und veganen Produkten einschlagen können. Guter Style und nachhaltige Materialien finden auch bei Sneakers zusammen. Diese Kollektion gehört zu meinen Adidas-Highlights des Jahres – vor allem natürlich wegen der starken Message: Keep it clean! *Aylin Güler*

FOTOS: JOSEPH RODRIGUEZ COURTESY GALERIE BENE TASCHEN, ANJUN GÜLER, HERSTELLER (P)



Joseph Rodríguez: „220 West Houston Street, NY 1984“

BILDER IM RAHMEN EINER TAXIFAHRT

Als Joseph Rodríguez seine Karriere als Fotograf begann, lagen die Motive vor ihm: Während er in den achtziger Jahren am International Center of Photography in New York studierte, fuhr er Taxi in den Straßen der Stadt. Durch sein Autofenster fotografierte er Passanten, Gäste, Szenen. Das New York der Achtziger war voll „rasender Energie“, schreibt Rodríguez. Er chauffierte Prostituierte und Gäste der Nachtclubs, fragte Ältere nach ihrem Geheimnis für eine lange Ehe und fuhr nach New Jersey, während ein Paar auf seiner Rückbank Sex hatte.

Das Foto oben zeigt die West Houston Street. Es ist schon hell, eine Frau tritt auf die Straße. Hier, so schreibt Rodríguez, gab es damals die After-After-Hour-Clubs, die morgens um fünf Uhr öffneten, während die BDSM-Clubs des Meatpacking District langsam ihre Türen schlossen. Die Autofenster bildeten den Rahmen für Rodríguez' Bilder, für das, was sich außerhalb des Taxis

abspielt und doch jeden Moment in seinen Wagen schwappen könnte. Blickt die Frau über die Schulter, um eines der Taxis zu rufen? Wird sie nach der Aufnahme den Rahmen verlassen und auf der Rückbank Platz nehmen?

Rodríguez' Aufnahmen sind auch Selbstporträts: Sie weisen den Fotografen als Taxifahrer aus. Auf dem Armaturenbrett ist sein Ausweis zu sehen, mit Name, Foto und dem Monat, in dem die Aufnahme entstand: Mai 1985. Wenige Jahre später gab Joseph Rodríguez das Taxifahren auf. Seine Karriere als Dokumentarfotograf begann. Schon in diesen ersten Bildern ist das Leben derjenigen zu sehen, die oft aus dem Blickfeld geraten. Später fotografierte er Flüchtlinge an der mexikanischen Grenze, Opfer des Hurrikans Katrina oder Migranten in Malmö. *(anva.)*

Ausstellung: „Taxi. Journey Through My Windows 1977–1987“. Galerie Bene Taschen, Köln. 23. Oktober bis 19. Dezember 2020.

PRÊT-À-PARLER

OST-WEST-BEZIEHUNG AM HANDGELENK

Nichts gegen die Uhrenbranche. Es gibt sehr nette Menschen, die sie prägen. Keine Frage auch, dass Uhren bei einer bestimmten Klientel für große Emotionen sorgen. Soll eine neue Uhr aber darüber hinaus auf Begeisterung stoßen, müssen häufig die Prominenten ran, und dann endet das meistens doch in recht spaßbefreiten Ergebnissen. Dann schlägt die Stunde ihrer Manager, die für Interviews vorher eingereichte Fragen streichen und die Interviewzeiten abkürzen. In langweiligen Antworten über Modell XY auf noch langweiligere Fragen zu Modell XY, in Slogan-Predigten und Marken-Huldigungen.

Dabei geht es auch anders, mit einem interessanteren Thema, das sich durchaus auf die Uhrenbranche übertragen lässt. Mit der Wiedervereinigung vor 30 Jahren waren nämlich schon die Ersten aus dem Westen in Glashütte, wo die Uhrmacherei besondere Tradition hat.

Schon 1845 hatte sich Ferdinand Adolph Lange in Glashütte niedergelassen und fortan Bergarbeiter zu Uhrmachern ausgebildet. Die Zahl der Betriebe stieg, die in Folge der Enteignung 1945 später zu einem Großbetrieb fusionierten und als VEB Glashütter Uhrenbetriebe den Osten wie den Westen mit Modellen belieferte. 30 Jahre nach der Wiedervereinigung ist in Glashütte mit zahlreichen Betrieben das alte Zentrum für Uhrmacherei auch ein neues, das es selbst mit dem Schwergewicht der Branche, der Schweiz, aufnehmen kann. Die Swatch-Group hat sich eingekauft (Glashütte Original und Union Glashütte), der Richemont-Konzern (A. Lange & Söhne) und

Unternehmer wie Roland Schwertner (Nomos). Die Familie Mühle baut seit 1868 von Glashütte aus an Zeitmessern, seit 1990 wieder im eigenständigen Betrieb.

Das Unternehmen Meistersinger hingegen sitzt, untypisch für diese Branche, in Münster in Westfalen. Mühle und Meistersinger, ein Betrieb aus dem Osten, einer aus dem Westen, lancieren nun, anlässlich von 30 Jahren Wiedervereinigung, Uhren in limitierter Edition, für die es keine Prominenten braucht, um die Modelle künstlich mit Spannung aufzuladen. Die Geschichte ist spannend genug. Am Projekt Einheitsuhr, bestehend aus Mühle- und Meistersinger-Uhren, haben Mitarbeiter beider Unternehmen gemeinsam gearbeitet. Zu haben sind die Uhren einzeln oder im Set als Ost-West-Beziehung. *(juwi.)*



Von Westen nach Osten: Uhren von Meistersinger und Mühle Glashütte



Reich mit Onlyfans: Dannii Harwood aus Wales ist die erste Britin, die auf der Online-Plattform mehr als eine Million Pfund Erlöst hat. Auch in der Pandemie-Phase ist die Achtunddreißigjährige erfolgreich.

AUCH BEYONCÉ SINGT SCHON DARÜBER

Vor einigen Wochen war zu lesen, die amerikanische Schauspielerinnen Bella Thorne habe jetzt einen Account auf Onlyfans. Das kam bei den anderen Nutzern der Plattform nicht gut an. Bella Thorne, so viel vorab, ist eine amerikanische Schauspielerin, die schon als Kind in Disney-Produktionen mitwirkte. Aber was genau ist Onlyfans? Und warum kann man sich darüber aufregen?

Es gibt Branchen, die kaum fortbestehen können, solange kein Impfstoff gegen Corona gefunden ist. Für Menschen, die ihr Geld mit Sex verdienen, sind Abstand und Maske schwierig. Viele von ihnen wurden wegen der Pandemie arbeitslos. Möglicherweise ist das der Grund dafür, dass Onlyfans zuletzt enorm gewachsen ist. Die Social-Media-Plattform wurde 2016 von dem britischen Unternehmer Tom Stokely gegründet und lange hauptsächlich dazu genutzt, pornografische Inhalte zu teilen, die in anderen sozialen Medien wie Instagram oder Facebook verboten sind. Onlyfans unterscheidet sich aber nicht nur in dieser Hinsicht von bekannteren Plattformen: Nutzer laden hier Bilder oder Videos von sich hoch, die nur dann

einsehbar sind, wenn ihr Kanal gegen eine monatliche Gebühr abonniert wird. Die Abonnenten können außerdem Trinkgelder vergeben oder durch einmalige Zahlungen exklusive Fotos der Personen bekommen, deren Kanal sie abonniert haben. Das spielt eine Rolle, wenn man verstehen möchte, warum Bella Thornes Account mehr ist als ein Promi-Skandal.

Die Sexarbeit hat Onlyfans schon vor Corona verändert – indem die Plattform vielen Pornodarstellern zu Autonomie verhalf. Paradoxiertweise hatte Jahre zuvor gerade das Internet, das Plattformen wie Onlyfans überhaupt erst möglich macht, zu einem Preisverfall in der Pornobranche beigetragen. Denn indem pornografische Inhalte oft umsonst verfügbar waren, verloren die professionell gedrehten Filme an Wert. Das ging vor allem auf Kosten der Mitwirkenden, die von ihrem Beruf kaum mehr leben konnten, während die Gründer der jeweiligen Seiten reich wurden. Onlyfans schaltete hingegen jegliche Mittler aus und gab Nutzern die Möglichkeit, die Preise, die sie für ihre Inhalte haben wollen, selbst zu bestimmen.

80 Prozent der Einnahmen, die sie mit selbstgedrehten Filmen und Fotos verdienen, waren für sie, 20 Prozent gingen an Onlyfans.

Aber ist Onlyfans nicht vielmehr ein weiteres Beispiel dafür, wie Privatpersonen mit Hilfe großer Techfirmen noch aus dem Privatesten Geld machen? Die Wohnung über Airbnb vermieten, das Auto über Uber und nun eben den eigenen Körper auf Onlyfans. Dann wäre diese Plattform nicht ein Mittel der Emanzipation, sondern ein Mittel zur vollkommenen Ausbeutung des Selbst.

Auf einige Nutzer mag das zutreffen. Für viele Sexarbeiter, die auf der Plattform aktiv sind, greift diese Einschätzung aber zu kurz. Denn sie verdienen ohnehin mit ihrem Körper Geld, allerdings häufig zu ausbeuterischen und menschenverachtenden Bedingungen. Selbst entscheiden zu können, mit wem sie welche Inhalte teilen und wie viel Geld sie dafür verlangen, macht für diese Personen also einen großen Unterschied.

Nun könnte man denken, niemand wolle mehr für Pornos oder Nacktbilder zahlen, wenn diese auch umsonst verfügbar sind. Onlyfans aber beweist, dass das nicht stimmt. Viele der Nutzer verdienen durch die Plattform gutes Geld. „Sagt über Onlyfans, was ihr wollt“, twitterte eine junge Frau, „aber ich bin gerade mit 22 in mein Traumhaus gezogen.“ Die Abonnenten können sich nicht nur Bilder von Fremden anschauen, sondern auch mit den Leuten in Kontakt treten, die auf den Fotos zu sehen sind. Sie zahlen also auch für eine Beziehung, die bis zu einem gewissen Grad exklusiv ist, in der sie Vorlieben und Wünsche äußern können – auch wenn diese nicht berücksichtigt werden müssen.

Mit der Corona-Pandemie wurde Onlyfans plötzlich viel größer. Allein zwischen März und Juli stieg die Zahl der Nutzer nach Angaben des Unternehmens um 42 Prozent. Viele, die bisher von Escort-Service oder Sexarbeit gelebt hatten, können nun Gehaltsverluste auffangen. Doch nicht nur Personen aus der Sexbranche griffen auf Onlyfans zurück: In einem Bericht der BBC erzählten etwa ein Hotelmitarbeiter und eine Auszubildende, dass sie erst durch ihren Jobverlust dazu gekommen seien, ein eigenes Profil zu erstellen.

Mit dem Wachstum der Seite wurde sie bekannter. Beyoncé sang darüber, einige Prominente machten mit. Nun kann man sich dort freizügige Fotos des ehemaligen Teenie-Stars Aaron Carter anschauen. Auch die Sängerin Cardi B, deren Song „WAP“ wegen seines expliziten Texts kürzlich für Furore sorgte, hat einen Account. Im Sommer beschloss auch die amerikanische Schauspielerin Bella Thorne, ein Profil anzulegen. Nur 24 Stunden nach ihrer Anmeldung hatte die Zweiundzwanzigjährige schon eine Million Dollar verdient, auch weil sie angekündigt hatte, gegen eine Summe von 200 Dollar Nacktfotos von sich zu verkaufen, auf denen sie dann aber doch in Unterwäsche zu sehen war. Einige ihrer Abonnenten kamen sich daraufhin betrogen vor.

Wenig später beschloss Onlyfans, finanzielle Obergrenzen für den Verkauf von Bildern und Videos, aber auch für Trinkgelder einzuführen. Nutzer bekommen zudem nur einmal im Monat ihre Gewinne ausgezahlt – bis vor kurzem geschah das einmal pro Woche. Zwar hieß es von Seiten der Website, dies alles habe nichts mit Thorne zu tun. Zahllose Sexarbeiter, die sich in den Medien und auf Twitter lautstark zu Wort meldeten, glaubten das jedoch nicht und klagten über erhebliche finanzielle Einbußen, die durch die neue Regelung auf sie zukämen.

Ihre Beschwerden mögen auch damit zu tun haben, dass sie sich von Thorne nicht ernst genommen fühlen. Denn in den Augen vieler Sexarbeiter verkennt Thorne, die einen solchen Auftritt finanziell nicht nötig hat, dass es sich bei Sexarbeit um einen Beruf, eine Arbeit handelt. Noch dazu eine, die während der Pandemie für viele unersetzlich geworden ist. Eine Nutzerin von Onlyfans schrieb auf Twitter „Bella Thorne ist der Walmart von Onlyfans. Unterstützt stattdessen euren lokalen Bauernmarkt von Sexarbeiterinnen!“

Bella Thorne entschuldigte sich auf Twitter und schrieb, sie wolle ihre Prominenz nutzen, um Pornografie zu entstigmatisieren. Ob sie tatsächlich altruistisch handeln wollte? In jedem Fall war die Wirkung verfehlt. Eine Nutzerin sagte der BBC, Prominente brächten zwar Aufmerksamkeit, doch sei eine zu große Plattform problematisch, weil der Markt übersättigt werde, was die Verdienstmöglichkeiten einschränke: „Wenn ihr vorhabt, euch aus Spaß einzuschreiben – bitte lasst es. Es gibt Leute, die im Moment versuchen, davon zu leben.“ *Anna Vollmer*

FOTO: HOLLY MITCHELL/NTLAF

SPORTSWEAR COMPANY GERMANY GMBH – 449 (0)89 35892730

KEITUM/STYLT / MÜNCHEN / HAMBURG / FRANKFURT AM MAIN



40230 RIPSTOP GORE-TEX PRODUCT TECHNOLOGY DOWN
HOODED DOWN JACKET MADE IN GORE-TEX FABRIC EXHIBITING THE BLACK DIAMOND LABEL DEDICATED TO BREATHABLE GARMENTS THAT LIVE UP WITH THE GUARANTEED TO KEEP YOU DRY GORE-TEX PROMISE. THE OUTER FACE OF THIS HIGHLY PERFORMING TWO LAYER FABRIC IS MADE OF ULTRA-LIGHT 50 MICRO DENIER POLYESTER YARNS ON DOBBY LOOMS FOR A FINE RIPSTOP WEAVE. IT IS BONDED TO THE FINE GORE-TEX MEMBRANE, EXTREMELY BREATHABLE, DURABLE, WATERPROOF AND TOTALLY WINDPROOF. TREATED WITH ANTI-DROP TECHNOLOGY. THE GARMENT IS FULLY SEAM-TAPED AND PADDED WITH PREMIUM FEATHERS. THE HOOD IS EDGED BY A REMOVABLE FELT BAND WITH LARGE NEEDLE-PUNCHED STONE ISLAND LETTERING. TWO WAYS WATERPROOF ZIP FASTENING.

STONE ISLAND
WWW.STONEISLAND.COM



Wie auf Wolken: Wer sich die etwa 1000 Höhenmeter von Bayrischzell aus über den König-Maximilian-Weg bis zum Wendelsteinhaus knapp unter dem Gipfel (1838 Meter) hinaufgekeucht hat, der wird dort belohnt. Nicht nur mit der grandiosen Aussicht und einem kühlen Hellen, für das man mit den Faulenzern ansteht, die aus der Seil- und Zahnradbahn kommen. Auch durch Slackliner, die sich vor traumhafter Kulisse wagemutig, aber gesichert, den Weg durch die Wolkenlandschaft bahnen. Viele von ihnen sind Frauen. Das nur als kleine Anmerkung zu diesem Männerheft. (ert.) Foto Claus Eckert

EIN SESSEL MIT EINER LANGEN GESCHICHTE

PRÊT-À-PARLER

Danach gefragt, was es braucht, um ein Marcio Kogan zu werden, antwortete der brasilianische Architekt in einem Interview mit der italienischen Zeitschrift „klat“: „Das Rezept ist ganz einfach: Finde einen Vater namens Aron und eine Mutter namens Judith.“ Ganz so einfach war es dann doch nicht, zum erfolgreichen Architekten wurde Kogan über einige Umwege. Dabei war schon sein Vater ein aufstrebender Architekt, der in São Paulo, wo Marcio Kogan 1952 geboren wurde, ein bis heute alles in der Stadt überragendes Gebäude mitentwarf: den 170 Meter hohen Wolkenkratzer Mirante do Vale. Der Bau von Waldomiro Zarzur und Aron Kogan, den die Paulistas spöttisch Palácio Zarzur Kogan nennen, ist zweckmäßig und wenig ansehnlich. Das brachten die fünfziger Jahre und ihr Internationaler Stil so mit sich. Tragischerweise wurde Aron Kogan kurz nach der Fertigstellung des Gebäudes 1961 mit gerade einmal 37 Jahren ermordet.

Marcio Kogan war damals neun Jahre alt. Und er war und blieb auch danach ein schlechter Schüler. Das änderte sich erst, als er mit 16 Jahren durch Zufall in einem Kino landete. Er sei wie so oft ziellos durch die Straßen São Paulos gelaufen, als es heftig anfangen zu regnen. „Ich suchte Schutz in einem Kino, wo ich einen Film sah, der mein Leben veränderte: Ingmar Bergmans „Das Schweigen“,“ erzählte Kogan in dem „klat“-Interview im Jahr 2016. Er habe sich Johan, einem zehnjährigen Jungen, in dem Film nahe gefühlt, trotz Johans Qualen und seiner Einsamkeit, die sich in dem Schwarz-Weiß-Film besonders eindrücklich zeigten. „Ich verstand aber in dem Moment, wie wichtig Kunst für unser Leben ist.“

Und so wandte er sich Film und Architektur gleichermaßen zu. Mit einem Freund, Isay Weinfeld, drehte er in den siebziger Jahren eine Reihe von Kurzfilmen und schließlich sogar 1988 einen Spielfilm mit in Brasilien sehr bekannten Sängern und Schauspielern wie Mira Haar und Carlos Moreno, Rita Lee und Fernanda Montenegro. Doch „Fogo e Paixão“ („Feuer und Leidenschaft“) floppte, der studierte Architekt verlor nicht nur viel Geld, sondern auch sein Architekturbüro, das er gerade erst gegründet hatte. „Ich musste von vorne anfangen und entschied mich, fortan nur noch Architektur zu machen.“

Inzwischen ist Marcio Kogan einer der wichtigsten Architekten Brasiliens mit Aufträgen aus aller Welt. Er experimentiert viel, folgt aber in vielem dem großen Oscar



Nicht nur Architekt: Der Brasilianer Marcio Kogan hat schon zum zweiten Mal für die italienische Marke Minotti ein Möbelstück entworfen, den Schalensessel Daiki.

Niemeyer, der als Meister des brasilianischen Modernismus gilt. Und noch ein Vorbild zitiert er gerne: die in Italien geborene Architektin Lina Bo Bardi. Sie hat zahllose Spuren in ihrer Wahlheimat São Paulo hinterlassen, etwa das „schwebende Museum“ Museu de Arte und das Kultur- und Sportzentrum Fábrica da Pompéia. Wie so viele Architekten hat Lina Bo Bardi darüber hinaus immer wieder Inneneinrichtungen und einzelne Möbel entworfen, zum Beispiel den Schalensessel Bowl (Arper).

Auch Kogan ist nicht ausschließlich bei der Architektur geblieben. Mit seinem Studio MK27 hat er nun ebenfalls einen bequemen Sessel entwickelt. Daiki ist schon seine zweite Arbeit für die italienische Marke Minotti. Von ihm stammt bereits das Sofa Quadrado aus dem Jahr 2018. Das modulare System, das Teil der Outdoor-Kollektion von Minotti ist, wurde mit vielen Preisen ausgezeichnet, darunter dem German Design Award 2019. (pps.)

FOTOS: STUDIO MK27, HERSTELLER



Mondor

MOORER®
VERONA

MADE IN ITALY

WWW.MOORER.CLOTHING

Er war einmal

Weltkriegssoldat, DDR-Spion, Rechtsradikaler: Jonas Nay brilliert in historischen Rollen, die in einer Zeit spielen, die er selbst meist nur vom Hörensagen oder aus dem Geschichtsbuch kennt.

Von Peter-Philipp Schmitt, Foto Lucas Wahl

Noch 36 Stunden bis zum Mauerfall. Martin Rauch, Tarnname „Kolibri“, erfährt von Frau Korowkina aus Moskau von seinem letzten Auftrag: „Operation Sicherheitsventil“. Details nennt sie dem DDR-Spion am roten Telefon allerdings nicht. Er könne sich aber an die sowjetische Botschaft in Berlin wenden – an Genosse Kochemasow oder Genosse Maximyschew. Eigentlich wollte Rauch am Telefon mit der Mutter seines Sohns sprechen. „Das muss ja wohl möglich sein“, sagt Rauch. „Ist notiert“, antwortet Frau Korowkina und legt auf. Wutentbrannt klatscht Rauch das Telefon an die Wand.

Wenig später bekommt er ein Papier in die Hand, das er zum Genossen Egon Krenz bringen soll. Ein einfacher Kurierdienst, heißt es. Die Regierung plant ein neues Reisegesetz, das die Staatssicherheit aber unbedingt verhindern will. „Bleib nah dran an Krenz“, lautet Rauchs Auftrag, „stell sicher, dass er keinen Mist baut.“ Den Mist baut dann jedoch Martin Rauch, der seinen Augen kaum traut, als er den Entwurf liest: „ab sofort“, „ohne vorliegende Voraussetzungen“, „Genehmigungen werden kurzfristig erteilt“. Unter keinen Umständen dürfe Krenz die radikalen Vorschläge zur Reisefreiizügigkeit in die Hände bekommen, lautet die Anweisung. Notfalls solle Rauch den Staatsratsvorsitzenden einfach vergiften. „Sieht aus wie ein Herzinfarkt“, versichert man ihm.

Rauch aber übergibt das Dokument. Es sei von Moskau auch genehmigt, behauptet er dreist. „Von wem?“ – „Von Genosse Kochemasow und Genosse Maximyschew!“ Kurz darauf fällt die Mauer, noch im ersten Teil der Fernsehserie „Deutschland 89“.

Jonas Nay ist Martin Rauch. Das heißt, er war es, ziemlich lange. „Es fällt mir schon schwer, ihn nach so langer Zeit gehen zu lassen“, sagt Jonas Nay, der vor allem durch diese eine Rolle auch international zum Star wurde. Drei Staffeln und alles in allem anderthalb Jahre Drehzeit lang war er Martin Rauch, avancierte vom einfachen DDR-Grenzsoldaten zum berühmten Superspion, der im Wendejahr 1989 getarnt als Robotron-Angestellter und alleinerziehender Vater eines Sohns ein vermeintlich ruhiges Leben in Ost-Berlin führt. In der letzten Staffel „Deutschland 89“, die jetzt auf Amazon Prime zu sehen ist, kommt „Kolibri“ aber nicht einmal nach dem von ihm mit herbeigeführten Mauerfall zur Ruhe. Im Gegenteil: Martin Rauch gerät noch mehr zwischen die anscheinend bröckelnden Fronten von Ost und West und deren Geheimdienste.

Rauchs Geschichte, die 1983 begann, endet 1990. Es ist das Jahr, in dem Jonas Nay in Lübeck geboren wurde. Nay ist an diesem Spätsommertag von Lübeck nach Hamburg gekommen, weil abends in den Zeise-Kinos in Ottensen sein Film „Nur ein Augenblick“ von Regisseurin Randa Chahoud Premiere hat. Er trägt schwarze Hose, schwarzes Poloshirt, hellblauen Mund-Nasenschutz. Schmüchtig wirkt er, fast unscheinbar, doch das Gesicht des 1,76 Meter großen Schauspielers ist bekannt, egal ob er eine Wehrmachtsuniform trägt oder, wie zu Beginn von „Deutschland 89“, Anzug und Krawatte. Ernst und melancholisch wirkt er oft, tieftraurig sogar – wie geschaffen für „zerrissene“ und „gebrochene“ Charaktere. Sie stellt er auch meistens dar. Zumindest scheint es so.

Nay, der privat gern und viel lacht, ist prädestiniert für historische Rollen, die in Zeiten spielen, die er selbst nur vom Hörensagen oder aus dem Geschichtsbuch kennt: Mal ist er ein Soldat, der nach dem Ersten Weltkrieg sein Glück in den Vereinigten Staaten sucht („Der Club der singenden Metzger“), mal ein überzeugter Kommunist, der sich in der neu gegründeten DDR in einem in Ost und West geteilten Ort zurechtfinden muss („Tannbach – Schicksal eines Dorfes“). In „Wir sind jung. Wir sind stark.“ aus dem Jahr 2014 spielt Nay einen Jugendlichen, der mit Freunden ein Asylbewerberheim in Brand steckt. Es ist nicht irgendein Asylbewerberheim, sondern das sogenannte Sonnenblumenhaus in Rostock-Lichtenhagen. Der Spielfilm des Regisseurs Burhan Qurbani basiert auf tatsächlichen Begebenheiten, den Ausschreitungen am 24. August 1992.

„Rechte Verfolgungsträume“

In Rostock hatte „Wir sind jung. Wir sind stark.“ im Januar 2015 auch Premiere. Für Nay war es ein Ereignis, das ihn mehr beschäftigte als alle brutalen Szenen in dem Film, die er spielen musste. Er habe in der Nacht danach Alpträume gehabt, „rechte Verfolgungsträume“, erzählt Jonas Nay. Zu der Premiere waren auch Zeugen der

damaligen Brandnacht gekommen, unter ihnen ein Polizist, der voller Scham von dem Pogrom berichtete, das er weitgehend taten- und hilflos aus der ersten Reihe beobachtet hatte. Und ein Vietnameser, der als ehemaliger Vertragsarbeiter der DDR im Sonnenblumenhaus wohnte und auf den der rechte Mob unter dem Applaus Tausender Rostocker Jagd machte. „Für mich war es unheimlich, wie es dem Mann mehr als 20 Jahre danach noch immer schwer fiel, von dem Erlebten zu berichten.“

Nay versucht stets, sich vor seinen historischen Filmprojekten möglichst viel mit Zeitzeugen zu unterhalten. In „Deutschland 89“ etwa spielen Kollegen mit, die den Mauerfall nicht nur erlebt haben, sondern auch in der DDR aufgewachsen sind: Sylvester Groth zum Beispiel, Jahrgang 1958, der in Jerichow im heutigen Sachsen-Anhalt geboren wurde, und der drei Jahre jüngere Uwe Preuss, der aus Dresden stammt. Mit ihnen hat sich Nay intensiv auch über seine Rolle als Mann der Stasi, genauer der Hauptverwaltung Aufklärung und damit des Auslandsnachrichtendienstes der DDR, ausgetauscht. Am Ende, sagt er, bekomme man aber von jedem doch wieder eine andere Perspektive auf die Zeit. Das Erlebte sei ja jeweils subjektiv gewesen. „Ich bewege mich als Schauspieler also in einer Art Schutzzone, kann doch einen ganz eigenen Charakter anlegen, dessen Weg durchs Drehbuch aber weitgehend vorgezeichnet ist.“

Dennoch sei es für ihn nicht einfach, ohne persönliche Anekdoten und Erlebnisse eine emotionale Verbindung zu einer vergangenen Epoche aufzubauen. „Das fiel mir schon im Geschichtsunterricht immer schwer. Einfach nur Daten und Namen, da kannst du mich mit jagen.“ Schwierig ist es für ihn, wenn es um eine weiter zurückliegende Zeit geht, ihm die Zeitzeugen fehlen, wie gerade erst bei einem Zweiteiler, der nach dem Ersten Weltkrieg spielt. „Da schwimmt man schon mehr, weil man sich auf Sekundärquellen verlassen muss.“ In einer fiktiven Figur wie dem DDR-Spion Martin Rauch, dem Neubauern Friedrich Erler aus dem Dorf Tannbach oder dem singenden Metzger Fidelis Waldvogel steckt am Ende aber doch

Schauspieler, Musiker, Komponist: Jonas Nay liebt die Abwechslung und will sich nicht auf ein Genre festlegen. Nur Filme zu drehen ist ihm nicht genug.

„Ich bewege mich als Schauspieler in einer Art Schutzzone, kann doch einen ganz eigenen Charakter anlegen, dessen Weg durchs Drehbuch aber vorgezeichnet ist.“



„Ich brauche Lübeck und die Musik als bewusste Pausen zur Schauspielerei.“

auch immer viel von Jonas Nay. „Je mehr Persönlichkeit von mir selbst ich den Personen zutrauen kann, je mehr Facetten ich von mir in eine Rolle einbringen kann, desto natürlicher, ehrlicher, selbstverständlicher kann ich auch agieren.“

Jonas Nay kam eher zufällig zur Schauspielerei. Sport und Musik interessierten ihn als Kind mehr, und eigentlich wäre er am liebsten Opernsänger geworden. Mit 14 Jahren entdeckte er eine Zeitungsannonce, in der Schauspieler gesucht wurden. Nicht fürs Theater, wie er zunächst dachte, sondern für eine neue Kinderserie des NDR: „4 gegen Z“. Er bekam die Rolle des Otkar „Otti“ Sörensen, der mit seinem Bruder Pinkas und den beiden Schwestern Karo und Leonie als sogenannte Wächter den bösen Zanrelot, gespielt von Udo Kier, bekämpfen muss, denn dieser will Lübeck zerstören und die Einwohner der Stadt unterwerfen.

Zum Schutz vor jungen Fans, die ihn womöglich stalken würden, spielte Nay zunächst nicht unter seinem Namen, sondern wurde auf Anraten der Produktionsfirma zu „Jonas Friedebom“. Seine Eltern, Jonas Nays Mutter ist Krankenschwester, sein Vater Bankkaufmann, waren trotzdem anfangs nicht begeistert von seiner Schauspielerei. „Ich bekam die klare Ansage, dass die Schule wichtig ist und ich nur so lange weiter drehen darf, so lange ich gute Noten habe. So gute Noten hatte ich nie wieder, auch weil Vanessa und Corinna, das muss an dieser Stelle mal gesagt werden, in der Schule für mich mitgeschrieben haben.“

Nach zwei Staffeln und 26 Episoden war für Jonas Nay Schluss. „Die haben die Story von Lübeck nach Hamburg verlegt und uns vier durch einen neuen Schwung an Hamburger Jungschauspielern ersetzt.“ Er drehte dennoch weiter bis zum Abitur, vor allem Nebenrollen in Serien, die im Norden spielen und vom Studio Hamburg produziert werden: „Die Pfefferkörner“, „Großstadtrevier“, „Die Rettungsflyer“, „Notruf Hafenkante“.

Aus der Zeit stammt auch Nays Spitzname: „Scarlett“ nennen ihn seine Freunde vor allem im Handballverein, nach Scarlett Johansson, die auch in den nuller Jahren als Schauspielerin groß herauskam. Ihm blieb zudem der Kontakt zur damaligen Casting-Direktorin vom Studio Hamburg, Esther Klostermann. Als sie 2009 zusammen mit Helene Thamm die Agentur für Schauspieler Klostermann & Thamm gründete, war eine der ersten Rollen, die sie auf den Tisch bekam, die eines pubertierenden Jungen, der sich beim Masturbieren gefilmt hat. Der Fünfzehnjährige zerbricht am Ende, weil ein Mitschüler die Szene über soziale Medien im Internet verbreitet. „Ich war gerade auf einer Big-Band-Fahrt als sie anrief und fragte, ob ich nicht das Drehbuch lesen und zum Casting gehen möchte, weil der Regisseur Kilian Riedhof händelnd nach einem Schauspieler für die Rolle suche.“

Für Jonas Nay war „Homevideo“ der Durchbruch. Der Film und sein Hauptdarsteller wurden im In- und Ausland mehrfach ausgezeichnet, unter anderem bekam Jonas Nay den Deutschen Fernsehpreis, den Grimme-Preis und den New Faces Award.

Durchbruch mit „Homevideo“

„Der Erfolg“, sagt Jonas Nay, „kam so Stück für Stück.“ Sicher habe es auch viel mit Glück zu tun. „Ich habe es aber auch nie für selbstverständlich gehalten, gerade weil ich die Schauspielerei nicht von der Pike auf gelernt habe.“

Nay ist Autodidakt, er hat zwar studiert, aber nicht Schauspielerei, sondern Musik, so wie er es immer schon vorhatte. Gerade erst hat er das zweite Studium mit einem Bachelor of Arts abgeschlossen, nach Filmmusikkomposition hat er im Hauptfach Jazzpiano studiert, eine Art Lehramtsstudium. Anfang des Jahres hat er noch ein Schulpraktikum absolviert. „Corona hat mir dann den

glorreichen Moment der Zeugnisübergabe genommen, das Zeugnis kam einfach per Einschreiben mit der Post.“

Musik hat er studiert, weil es für ihn offensichtlicher gewesen sei, „was ich an Handwerk und Technik noch nachzuholen habe, um an einen Punkt zu kommen, den ich erreichen wollte“. Er habe die Anleitung gebraucht, einen festen Plan, „was und wann ich zu lernen habe, da ich nicht jede Woche fünf Auftritte auf einer Bühne hatte und so dazulernen konnte. Da war ich mehr auf mich gestellt als bei der Schauspielerei, bei der ich eher das Gefühl hatte, ich studiere ja schon so lange, seit 4 gegen Z“, vor der Kamera.“ Gerade als er jünger gewesen sei, sei er auch aktiv geformt und unterrichtet worden. „So habe ich als Autodidakt im Workflow dazu gelernt.“

Musik und Schauspielerei sind feste Bestandteile in seinem Leben. Bei längeren Drehs hat er immer ein ganzes Projektstudio dabei: Laptop, Interface, Studiomikro, Gitarre, Klavier (als Synthesizer von Microkorg) und einen Bass. „Das reicht zum Doodeln und Komponieren.“ Die Musik zum Film „Der Club der singenden Metzger“ hat Nay zum Beispiel zusammen mit einem alten Schulfreund geschrieben, David Grabowski. Die beiden waren seit der Mittelstufe des Gymnasiums an mehreren Band-Projekten beteiligt, das aktuelle lautet Pudeldame. Der ungewöhnliche Name entstand vor drei Jahren, als sie nach einem deutschen Namen suchten, weil sie sich bei ihrer Musik für deutsche Texte entschieden hatten. Vorher hieß die Band Northern Lights, doch der Name habe den Suchmaschinen-Check nicht bestanden.

Der neue Name musste zwei Kriterien erfüllen, wie der Dreißigjährige erzählt: „Wir wollten mit keiner anderen Band und keinem anderen Produkt verwechselt werden, und er sollte losgelöst sein von irgendwelchen Genre-Vorstellungen.“ Das Wort selbst stammt aus ihrem Lied „Der Erbe“, in dem es heißt: „Ich hab 'nen schicken Wagen, nur um dich zuzuparken / Und meiner Pudeldame drinnen fehlt die Luft zum Atmen.“ Pudeldame, die Band, steht für ein eigenes Genre. Der psychedelische Pop erinnert ein wenig an die neunziger Jahre, an Deee-Lite zum Beispiel mit Liedern wie „Groove Is In Your Heart“. Nay selbst nennt ihren Stil „Post-Modern-Lollipop“ – „mit was Besserem sind wir noch nicht um die Ecke gekommen“.

Seine Band heißt Pudeldame

Für die anderen Bandmitglieder, freischaffende Musiker, waren die ersten Corona-Monate eine schwere Zeit. Jetzt aber kann Pudeldame wieder auftreten, eine CD ist fertig, sie soll aber – coronabedingt – erst Anfang nächsten



„Deutschland 89“: Jonas Nay als DDR-Spion Martin Rauch, Tarnname „Kolibri“



„Tännbach – Schicksal eines Dorfes“: Ludwig Trepte (links) und Jonas Nay



„Der Club der singenden Metzger“: Jonas Nay mit Leonie Benesch (links) und Aylin Tezel



„Wir sind jung. Wir sind stark.“: Jonas Nay mit Saskia Rosendahl

Jahres veröffentlicht werden. Erste Singles, darunter „Berlin Mitte“, sind aber erschienen, die Videos dazu entstanden schon vor Corona. In „Berlin Mitte“ macht sich Nay, der sich selbst einen „Provinzler“ nennt, über die Erwartungen lustig, die an Berlin gestellt werden. „Der Text handelt von jemandem, der nach Berlin gekommen ist und unbedingt zum Kosmopoliten werden will.“

Nay ist gerne in Lübeck. Dort hat er seine Familie und seine Freunde, dort spielt er, seit er fünf ist, im Handballverein. Von dort kommen auch zwei seiner Bandkollegen, der Gitarrist Grabowski und der Percussionist Jon Ander Klein. Der Vierte im Bunde, der Bassist Nico Bauckholt, ist ein Studienkollege Grabowskis aus Hamburg. Er brauche Lübeck und die Musik als bewusste Pausen zur Schauspielerei, sagt Nay. Darum lebe er auch lieber in der norddeutschen Provinz und nicht in der Metropole Berlin, in der er viele seiner Filme dreht, natürlich auch „Deutschland 89“.

Als Jonas Nay erstmals Martin Rauch war, flopte die Serie „Deutschland 83“ zunächst, obwohl sie mit Schauspielern wie Maria Schrader und Ulrich Noethen besetzt war. Ihn habe das nicht gewundert, sagt Nay: „Wir waren bei RTL auf dem Sendepplatz von ‚Alarm für Cobra 11‘, angekündigt wurden wir in den Pausen von ‚Deutschland sucht den Superstar‘. Ich glaube, dass das Publikum tendenziell enttäuscht war und sich gefragt hat: Wo sind die Explosionen und die Knarren?“ Damit wolle er weder das Publikum, noch RTL angreifen. „Ich fand das super mutig, dass der Sender das machen wollte, aber ich glaube einfach, dass wir dort fehlplatziert waren, wir unsere eigentlichen Zuschauer nicht erreichen konnten.“ Dennoch sei die zunächst im Ausland sehr erfolgreiche und preisgekrönte Serie ein Aushängeschild für RTL gewesen. „Deswegen hat es mich auch gewundert, dass sie es trotz schlechter Quoten nicht weiter verfolgt und an Amazon Prime abgegeben haben.“ Nun laufe die Serie „bombe, und international läuft sie auch mega“.

Nay selbst hat gerade von dieser Serie profitiert. Inzwischen bekommt er mehr Angebote aus dem Aus- als dem Inland. Trotzdem lande er fast immer wieder bei deutschen Produktionen, auch weil sich in Deutschland so viel getan habe. „Seit ‚Deutschland 83‘ gibt es tolle Rollen in sehr guten deutschen Produktionen, die mich fast immer mehr reizen als internationale.“ Einige wenige europäische Kinofilme hat er aber inzwischen gedreht, meist Ko-Produktionen wie die polnisch-deutsche „Unser letzter Sommer“ (Regie: Michal Rogalski) oder die russisch-deutsche „Persischstunden“ (Regie: Vadim Perelman). Beide Filme spielen – im Zweiten Weltkrieg. ◀

FOTOLIFA: PICTONOLIA/ARND BRONKHORST/REUTERS; ZDF/ARND BRONKHORST/REUTERS; ZDF/ARND BRONKHORST/REUTERS; ZDF/ARND BRONKHORST/REUTERS



ARES QUERTRAGETASCHE

Interne Aufteilung, Schutztasche für Tablet. Tasche mit Diebstahlschutz für Geldbörse. Vollständig aus vollnarbigem Leder.

TECH INSIDE



Wenn man es im Hinblick auf Körperpflege eh besser weiß, dann kann man ruhig so tun: Naïf.

Gar nicht mal so unnützes Wissen: Einen Chapan trugen früher in Zentralasien auch Männer, wobei sie ihn, anders als Frauen, mit einem Gürtel umschlossen. Könnte man problemlos über den Mantel von Aleksandraviktor schnallen.



Menschen, die sich neu einrichten, sind nicht zu beneiden. Auch über die Gardinenstange müssen sie diskutieren. Spontane Idee: Wie wär's mit dieser hier? (Nutsandwoods)



Frage: An welche legendäre britische Musikerin denken Sie beim Blick auf diese Kollektion von Fred Perry, die ihr gewidmet ist?

Antwort: Amy Winehouse

Über den Wolken, ja, da muss die Freiheit ... Lassen wir das. Am Küchentisch ist es gemütlicher, und die Wolken machen sich auch auf der Müllschale von Jonathan Hansen und Marie Daåge gut.



Eltern, denen typische Bauklotzfarben nicht ins Designkonzept passen, sind bei dem Mama-Papa-Duo hinter Leevee richtig.

SALZKARAMELL-EXPERIMENTELL

Deutschland ist Europameister, juhu! Jedenfalls beim Appetit auf neue Eissorten. Gemäß einer Untersuchung des Marktforschungsunternehmens Mintel kamen im globalen Vergleich sechs Prozent der Neueinführungen aus Deutschland. Der große Treiber: veganes Eis. Noch innovationsfreudiger sind nur Japaner und Amerikaner.



Kleine Erinnerung, da hier gerade ein Einwegbecher zu sehen ist, der aus Kaffeesatz hergestellt wurde: In Zeiten, da man mit dem Cappuccino besser spazieren geht als ihn im Café zu trinken, darf der Becher trotzdem wiederverwendbar sein. (Kaffeeform)

103

Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von *Jennifer Wiebking*



Frankfurter Designer in der Frankfurter Innenstadt: Nur noch bis Ende Oktober sind sie an der Neuen Rothofstraße 17 zu sehen. Ein Offenbacher Label ist auch dabei, Miomartha.

Auch im Hinblick auf den Mund-Nasen-Schutz können Start-ups disruptiv vorgehen, wie ein Kölner Beispiel zeigt: Diese Maske ist aus Seide. (Silkmask)



DENIM

Jeans und T-Shirt, Jeans und Turnschuhe, so kleiden wir uns wie selbstverständlich. Der Geschichte dieses Alltagsstoffs geht das Spielzeug-Welten-Museum in Basel nach. „Denim – stylisch, praktisch, zeitlos“ läuft vom kommenden Samstag an bis zum 5. April.



Viele Frauen wissen aufs Gramm genau, wie viel sie wiegen, aber haben keine Ahnung, welche BH-Größe sie tragen. Auf der Website von Brajuu kann man es herausfinden. Los geht es mit einem Quiz.

FOTOS: HERSTELLER @ LUKE MARSHALL, JOHNSON, WALDBROU

**MY STYLE.
MY STATEMENT.
GERARD BUTLER'S CHOICE.**



OLYMP

OLYMP.COM

Hemd von Karl Lagerfeld
(links), Mantel und Hose
von Dries Van Noten,
Schuhe von Giorgio Armani



SÉB

Er war der Mann, der Karl Lagerfeld in seinen letzten Jahren am nächsten war. Nun erobert sich Sébastien Jondeau ein anderes Leben. Und probiert für uns neue Mode und neue Rollen aus – an der Côte d'Azur, seinem zweiten Zuhause.

Fotos Ralph Mecke

Styling und Text Markus Ebner



Anzug von
Dior Homme





Mantel und Hose
von Chanel

Nicht nur Saint-Tropez steht für Sommer in Frankreich. Aber hier geht es noch mehr als in anderen Ferienorten darum, wer mit wem flirtet und wer wie toll aussieht (oder nicht). Das alles findet seit Jahrzehnten auf den Seiten der Illustrierten statt. Dieses Jahr ganz besonders, denn Brad Pitt brachte die Côte d'Azur mit einer Berliner in die Schlagzeilen. Aber die Bilder aus dem Süden haben sich geändert. Bisher gingen im Sommer wohlbekannte und daher beruhigende Fotos um die Welt: Karl Lagerfeld in weißer Jeans und engem Sakko, begleitet von seinem Leibwächter Sébastien Jondeau, im Hafen von Saint-Tropez flanierend, bis die Paparazzi ihre Bilder hatten. Ein paar Tage später fuhr er wieder mit Sébastien Jondeau oder Baptiste Giabiconi aus seinem Domizil hinunter an den Hafen, ging zum Kiosk und amüsierte sich mit seinen Begleitern über die vielen Fotos und Berichte in den bunten Blättern.

Wenn man diese Fotos sah, dann wusste man, dass es dem Kaiser der Mode in der Sommerfrische gut ging: Er schlenderte herum, trank seine kalorienfreie Pepsi Max unter der Markise des „Cafés Sénéquier“ im Hafen, hielt sogar kurz für Selfies mit Touristen still – und war dann wieder glücklich, wenn er in seinem Haus mit Blick aufs Meer saß und für die endlosen Kollektionen zeichnete, die er für Chanel, Fendi und seine eigene Marke herausbrachte. Vorbei! Aber nicht vergessen. Warum nicht an diese Zeiten erinnern? In Form einer Modestrecke mit seinem Leibwäch-

ter, Fahrer und engsten Vertrauten in den letzten Jahren, der Lagerfeld am 19. Februar 2019 morgens im American Hospital in Neuilly-sur-Seine die Hand hielt, als er starb.

Für Sébastien Jondeau verbinden sich mit der Côte d'Azur auch schmerzliche Erinnerungen. Denn im Sommer 2015 war er unten am Strand, als Lagerfeld ihn aus seinem Bungalow auf dem Gelände des Luxushotels La Réserve anrief: Er habe Probleme beim Wasserlassen. Untersuchungen ergaben schnell, dass er an Prostatakrebs litt. Außer den Ärzten wusste vermutlich nur Sébastien von der schrecklichen Diagnose. Es verband ihn noch stärker mit seinem Chef.

Im Rückblick lässt sich nun, da Sébastien nach und nach über die Zeit redet, auch erkennen, dass Lagerfeld viele Entscheidungen im Angesicht seines nahenden Endes traf. So nahm er seit 2018 mehrmals seine Assistentin Virginie Viard zum Schlussapplaus mit auf den Laufsteg, um sie als seine Nachfolgerin in Szene zu setzen. Und im Dezember 2017 veranstaltete er die Chanel-Métiers-d'Arts-Schau in seiner Heimatstadt Hamburg. Das war fast schon ein Zeichen für Sentimentalität, eine Eigenschaft, die ihm eigentlich höchst fremd war, denn das Morgen war sein Zuhause.

Die Leerstelle ist groß. Man spürt es auch bei Chanel, wo seine Nachfolgerin mit ihrer letzten Haute-Couture-Kollektion sogar alte Lagerfeld-Silhouetten aus dem Archiv geholt hat. Bei Fendi wird er sowieso vermisst,

denn der Clan um Designerin Silvia Fendi sah ihn als erweitertes Familienmitglied, immerhin war er dort mehr als ein halbes Jahrhundert lang Designer – als er dort begann, war Silvia noch im Kindergartenalter. Die Damenkollektionen von einem Mann entwerfen zu lassen, das hat ihr wohl so gut gefallen, dass sie nun Kim Jones dafür berief und selbst die Männerkollektion verantwortet. Auch ihre letzte Männerkollektion war inspiriert von Karl: Die Jacken, die er in den siebziger Jahren trug, hingen auf dem Moodboard, als sie die Presse nach der Schau backstage empfing. Auch sein Label Karl Lagerfeld könnte ihn wieder brauchen, denn das von ihm kreierte Silhouettenlogo ist überall zu sehen, aber muss nun ganz neu mit Leben gefüllt werden.

Sébastien Jondeau, die rechte Hand, der Leibwächter und Konfident, der regelmäßig auf seinem Instagram-Profil wunderbar intime Momentaufnahmen aus der gemeinsamen Zeit postet, zum Beispiel am Weihnachtstisch, vermisst Lagerfeld sehr. Auch nach dem Tod seines Mentors ist er ein sehr gefragter Mann in der Mode. Früher war er es, weil man, um etwas mit Lagerfeld zu besprechen, immer erst an ihm vorbei musste. Er war bestens informiert, wen sein Chef, der die Presse gerne um den Finger wickelte, nun gerade mochte oder eben doch nicht. Er gewährte insgeheim die Audienzen nach den Schauen, mehr noch als die PR-Damen von Chanel oder Fendi, meistens im extra gebauten Backstage-Separée.



T-Shirt und Jogginghose
von Fendi, aus der neuen
Activewear-Kollektion,
die Sébastien Jondeau
selbst entwickelt hat

„Er muss von vorne anfangen. Viele haben ihn schnell vergessen.“



Mantel, Hemd und Jeanshose von Junya Watanabe und Stiefel von Timberland



Anzug und Pullover mit V-Ausschnitt von Valentino und Sandalen von Birkenstock x Valentino Garavani (oben), Smoking aus der Kollektion „Karl Lagerfeld curated by Sébastien Jondeau“ von Frühjahr und Sommer 2019 (ganz oben)



Asymmetrisches Geschirr
von Dior Men und Neoprenanzug
von Rip Curl





Neoprenanzug von Rip Curl und Smoking-Hose aus der Kollektion „Karl Lagerfeld curated by Sébastien Jondeau“ für Frühjahr und Sommer 2019

der Entwicklung seines Zöglings. Wenn er ihn brauchte, sagte er nun im Spaß: „Könnte mein Kollege mal kommen?“

Die Marke Karl Lagerfeld setzt weiterhin auf ihn. Bei unserem Shooting wird dann aber schnell klar, dass sich mit dem Tod von Lagerfeld viele Modemenschen von Jondeau distanzieren haben. Manche Mitarbeiter von Chanel hatten ihn früher jeden Tag mehrfach angerufen, um herauszufinden, wie es Lagerfeld ging, wo er steckte und wie er gelaunt war, um dann abrupt das Interesse an Sébastien zu verlieren. Ganz anders Silvia Fendi und ihr römischer Familienclan, für den Lagerfeld so lange tätig war. Die Fendis engagierten Jondeau für die Kollektion von Sportswear, die seinem Lebensstil entspricht. In unserer Modestrecke werden die Teile zum ersten Mal exklusiv gezeigt. Auch ein von ihm entworfener Smoking für Karl Lagerfeld, kombiniert mit einem Wetsuit.

Und wie geht es nun weiter? Zunächst einmal muss er die Mythenbildung etwas kontrollieren. Denn nach dem Tod Lagerfelds traten viele Modemenschen aus der Deckung und schlachteten ihre persönlichen Erlebnisse und Begegnungen mit dem Großdesigner medial aus. Jeder war auf einmal sein bester Freund gewesen, jeder hatte intime und unbekannte Dinge zu erzählen. Daher ist Sébastien Jondeau auch auf Baptiste Giabiconi nicht gut zu sprechen. Der habe es ausgenutzt, Lagerfelds letzter Liebhaber gewesen zu sein. Giabiconi hat natürlich auch ein Buch geschrieben über seine Zeit mit Lagerfeld; es kam im Frühjahr heraus und heißt großspurig „Karl et moi“.

Jondeau, der zu fast allem die wirkliche Version kennt, geht das gewaltig auf die Nerven. Und so hat er sich entschieden, den vielen Lagerfeld-Büchern sein eigenes hinzuzufügen. In diesem Herbst legt er seine Sicht der Dinge vor. Aufgezeichnet wird es von Virginie Mouzat, der ehemaligen Modekritikerin des „Figaro“, die im vergangenen Jahr ihren Posten als Modechefin der französischen „Vanity Fair“ aufgegeben hat. Mit diesem Buch will Jondeau das Andenken Karl Lagerfelds vor falschen Interpretationen der falschen Zeitzeugen schützen. Schließlich hat er ihm viel zu verdanken, denn er hat ihn im wahrsten Sinn von der Straße geholt.

Das Buch erscheint im Dezember. Während unseres Shootings telefonierte Sébastien Jondeau mehrfach mit Virginie Mouzat, manchmal gerieten sie dabei auch in Streit, wenn sie seine Version der Dinge anzweifelte. Man darf also gespannt sein, welche Enthüllungen noch kommen werden. So viel steht fest: Authentisch werden seine Erinnerungen sein.

Nach all den Jahren im Dauereinsatz genießt er seine neue Freiheit. Aber er vermisst ihn auch am meisten. Lagerfeld meinte es ernst mit seiner Familie, die nicht auf Blutsverwandtschaft beruhte. Jondeau ist im Testament als einer der Haupterben verzeichnet. ◀

Fotograf: Ralph Mecke
Stylist: Markus Ebner
Stylingassistentz: Evelyn Tye, Sophia Schünemann, Paula Görler
Saint-Tropez, am 29. und 30. Juli 2020

Mittlerweile ist Jondeau auch ein gefragtes Model. Er lief schon in den Chanel-Schauen über den Laufsteg, wenn es dort Männerlooks gab. Normalerweise mag Lagerfeld eher den Typ übertriebener oder gar überzuckerter Schönling – wie das amerikanische Model Brad Kroenig, dessen Sohn Lagerfeld ins Testament gesetzt hat, oder Baptiste Giabiconi, die Muse der späten Jahre. Jondeau hingegen ist mehr der männlich kernige Typ. Er boxt, läuft, fährt Rad und betreibt alle Arten von Wassersport. Vor kurzem erst war er bei einer Modenschau des wegweisenden Junya Watanabe als Model zu sehen. Und zu unserem Shooting in Saint-Tropez kommt er aus Paris als Gast der Jacquemus-Schau. Davor war er in Rom, um an seiner Sportswear-Linie mit Silvia Fendi für das Pelzhaus zu arbeiten.

Für unser Modeshooting hat Séb, wie ihn alle in seinem Umkreis nennen, das letzte Geschenk mitgebracht, das Lagerfeld ihm gemacht hat: ein fliegendes Surfboard für 15.000 Euro. Saint-Tropez ist sein zweites Zuhause, das merkt man. Überall, wo wir hingehen, kennt er die Leute, grüßt sie und spricht ein paar Worte mit ihnen. Er zeigt uns seine Harley Davidson (nicht von Karl), sein Haus und fast seine Freundin. Ja, Jondeau ist liiert mit einer Modefabrikantin aus Nizza. Zu Zeiten Lagerfelds gab es für eine Beziehung wenig Zeit, denn er war, wie er sagt, „ein bisschen von allem – Leibwächter, persönlicher Assistent, Privatsekretär und allgemeine Unterstützung“.

Sébastien Jondeau wurde 1975 in Paris geboren und wuchs in den nördlichen Vororten auf. Die Banlieue ist nicht für ihre hohe Lebensqualität bekannt, eher für die Kriminalitätsbelastung. Mit 15 Jahren arbeitete Jondeau während der Schulferien im Umzugsunternehmen seines Stiefvaters, das sich auf Möbel aus dem 18. Jahrhundert spezialisiert hatte, als Handlanger und Träger. Dabei lernte er Karl Lagerfeld kennen, der oft Kunde der Firma war. Acht Jahre später, nach vielen frustrierenden anderen Jobs, fragte Jondeau den Designer, als er mal wieder für ihn arbeitete, ob er vielleicht einen Leibwächter brauche. Lagerfeld, ein Mann der schnellen Entschlüsse, stellte ihn prompt ein. Als Jondeau seiner Mutter davon am Telefon erzählte, musste er weinen, so glücklich war er.

Das Luxusleben am Hof des Kaisers war nicht so leicht. Seine Arbeitszeit umfasste bis zu 24 Stunden, an 365 Tagen im Jahr. Es war schwer, ein Privatleben zu haben, Freundschaften zu pflegen. Eigene Wohnung, eigenes Auto? Nicht nötig. Lagerfeld hatte alles gekauft und somit auch bestimmt. Der Designer hat die totale Hingabe dann aber nicht nur großzügig mit Geschenken honoriert, sondern er baute Jondeau auch auf.

2015 begann er für die Herrenentwürfe der Marke Karl Lagerfeld als Model zu arbeiten, und 2017 erweiterte sich seine Rolle sogar zum Designer. Die Herrenmode-Kollektion, kuratiert von Sébastien Jondeau, wurde Anfang 2018 eingeführt. Nicht schlecht für einen Leibwächter! Lagerfeld fotografierte ihn auch als Gesicht für die internationalen Werbekampagnen. Er schien selbst überrascht von

T-Shirt und Jogginghose von Fendi, aus der neuen Activewear-Kollektion, die Sébastien Jondeau entwickelt hat

„Er kennt zu allem die wirkliche Version. Lügen nerven ihn.“



„Jungen sollen mutig und Mädchen perfekt sein“

Die Rechtsanwältin, Unternehmerin und Politikerin Reshma Saujani will das ändern.

Frau Saujani, ich habe Ihr Buch „Mutig, nicht perfekt“ komplett durchgelesen, bevor ich mir auch nur eine einzige Frage für dieses Interview notiert habe. Hätte ein Mann das auch so gemacht? Bestimmt nicht! Er hätte sich vermutlich damit durchgemogelt, meinen Ted Talk anzuschauen.

Woran liegt das?

Ich denke, Mädchen werden dazu erzogen, perfekt zu sein und keine Risiken einzugehen. Sie sollen gute Noten schreiben, aber sich am Klettergerüst nicht zu hoch hinauf wagen, weil sie fallen und sich weh tun könnten. Jungen hingegen sollen ruhig bis nach oben klettern und auch mal fallen. Als Erwachsene trauen sie sich deshalb mehr, etwa in Gehaltsverhandlungen, während Frauen Angst haben, Fehler zu machen und schlecht dazustehen.

Kann man denn wirklich von der Erziehung im Kindesalter auf Verhaltensmuster im Erwachsenenleben schließen?

Man kann zumindest Zusammenhänge erkennen. Studien zeigen zum Beispiel, dass Frauen eher das Studienfach wechseln, wenn sie Zweien statt Einsen schreiben als Männer. Und das ist nicht angeboren, sondern erlernt. Wenn Frauen eine Mail schreiben, lesen sie sie dutzendfach, um sicherzugehen, dass sich auch wirklich kein Tippfehler eingeschlichen hat. Frauen verwenden viel zu viel Energie darauf, Fehler zu vermeiden. Es gibt diesen Spruch: Fake it till you make it. Mein Eindruck ist, dass Männer genau das ständig tun. Sie melden sich für Aufgaben, für die sie nicht unbedingt qualifiziert oder gut vorbereitet sind. Für Frauen ist Vorbereitung hingegen enorm wichtig, weil wir uns davon Perfektion erhoffen.

Was ist denn so falsch an Perfektion?

Es gibt einen Unterschied zwischen Perfektion und Exzellenz, vergleichbar mit dem zwischen Besessenheit und Liebe: Das eine ist gesund, das andere nicht. Wer Exzellenz anstrebt, der kann stolz auf seine Bemühungen sein, unabhängig vom Ergebnis. Perfektionismus hingegen ist lähmend, weil er mit der Angst vorm Scheitern verbunden ist. Auch deshalb schlagen Frauen in ihrer Karriere oft den erwartbaren Weg ein, wählen Unis und Jobs, die sich im Lebenslauf gut machen, anstatt ihrem Herzen zu folgen. So war es zumindest bei mir: Ich hatte den perfekten Lebenslauf, angesehene Jobs in Kanzleien und Beratungen, aber ich war nicht glücklich und habe nicht den Mut aufgebracht, das zu tun, was ich eigentlich tun wollte: etwas zu verändern und dafür in die Politik zu gehen.

Irgendwann haben Sie es dann doch getan und 2010 als erste indisch-amerikanische Frau für den Kongress kandidiert – und verloren. Das war natürlich hart. Aber im Nachhinein bin ich dankbar dafür. Aus Niederlagen lernt man Widerstandsfähigkeit. Man merkt: Ich kann mir hohe Ziele setzen und scheitern, und das Leben geht trotzdem weiter. Und man lernt, was man wirklich will im Leben – das ist schwer herauszufinden, wenn immer alles glatt läuft.

Reshma Saujani hat „Girls Who Code“ gegründet, ein gemeinnütziges Unternehmen, das Frauen in technische Berufe bringt. Ihr Ted Talk „Bringen wir Mädchen Mut bei – nicht Perfektion“ wurde mehr als vier Millionen Mal angeschaut.

Insofern wünsche ich allen Menschen, mal so richtig zu scheitern.

2012 haben Sie „Girls Who Code“ gegründet, ein gemeinnütziges Unternehmen, das Frauen in IT-Berufe bringen will. Dabei hatten Sie selbst nie in der IT-Branche gearbeitet. Kam der Mut dazu aus der Niederlage?

Ja, wahrscheinlich. Tatsächlich hatte ich erst nach ein paar Jahren, am Abend bevor ich vor zehntausend Leuten sprechen sollte, zum ersten Mal den Gedanken: „Was ist, wenn sie mir eine Programmierfrage stellen?“ Früher dachte ich, man müsste ein Experte auf einem bestimmten Feld sein, bevor man ein Unternehmen oder eine Organisation gründet. Inzwischen denke ich, man muss vor allem leidenschaftlich sein. Und ich hatte viel Leidenschaft für das Thema, weil ich bei Besuchen an Schulen immer wieder gesehen hatte, wie wenig Mädchen in den Computerkursen sitzen.

Dabei läuft es in der Schule ja meist noch gut für die Mädchen. Wäre das Leben eine Grundschule, würden Mädchen die Welt regieren.

Ja, nur leider funktioniert die Arbeitswelt nicht wie die Schule. In der Arbeitswelt wird belohnt, wer Risiken eingeht, sich auch mal für eine Beförderung ins Spiel bringt, für die er eigentlich noch nicht bereit ist – und nicht, wer immer perfekt vorbereitet ist. Die Arbeitswelt belohnt Perfektion nicht so wie die Schule. Und das Gemeine ist: Das hat uns nie jemand erklärt. Darum geht es mir in meinem Buch. Natürlich müssen wir langfristig auch Strukturen verändern, Sexismus, Rassismus und ungleiche Bezahlung von Männern und Frauen bekämpfen. Aber mir geht es vor allem darum, welche Strategien Frauen entwickeln können, um in der Arbeitswelt, wie sie ist, erfolgreich zu sein.

Sie sagen, ein Problem von Frauen in der Arbeitswelt sei, dass sie immer gemocht werden wollen. Ja, ich glaube, es wird Mädchen früh beigebracht abzuwägen, ob sie nicht besser sagen sollten, was von ihnen erwartet wird, als was sie denken. Und deshalb vermeiden wir auch im Erwachsenenalter alles, was irgendwie konfrontativ rüberkommen könnte. Aus Angst, gemein zu wirken.

Und im Arbeitsleben muss man manchmal gemein sein?

Ich würde es nicht wirklich gemein nennen, eher ehrlich. Oder fordernd. In meiner Generation haben Frauen wenig gefördert, zum Beispiel in Bezug auf flexiblere Arbeitszeiten, weil wir ein-



fach nur froh waren, dabei zu sein und bloß keine Probleme machen wollten. Das ändert sich gerade bei den Jüngeren, und das erfüllt mich mit Stolz. Aber selbst mir geht es heute noch so, dass ich manchmal, wenn ich Kritik äußere, denke: „Oh mein Gott, die Leute werden mich hassen!“

Das Sie nicht ganz frei sind von solchen Gedanken, schreiben Sie auch in Ihrem Buch: Ihr Ted Talk von 2016 wurde vier Millionen Mal angeschaut, und Sie halten seither fast täglich Vorträge im ganzen Land. Selbst aber können Sie kaum ertragen, ihn noch mal zu sehen, weil Sie Ihr starkes Make-up stört. Hören Selbstzweifel und Perfektionsdruck nie auf?

Es ist nicht so, als wäre ich geheilt, bloß weil ich mir dank Coaching und Selbstreflexion der Probleme bewusst bin. Aber ich kann heute erkennen, wenn ich dabei bin, in diese alten Fallen zu tappen. Ich denke, Mut ist wie ein Muskel, den man trainieren kann. Und je mehr man übt, umso mutiger und weniger perfektionistisch wird man.

Und wie lässt Mut sich üben?

Zuallererst würde ich sagen: Man kann nicht mutig sein, wenn man müde ist. Wer müde ist, sagt nicht: „Ich will diese Beförderung!“ Oder: „Heute sage ich mal nein.“ Deshalb ist es wichtig, genug zu schlafen, sich ausruhen. Auch wichtig ist, Unperfektheit zu üben. Frauen sind nicht zuletzt ständig erschöpft, weil sie immer überall 100 Prozent geben. Deshalb sollte man einfach mal 80 Prozent geben und schauen, was passiert: eine Mail mit Tippfehler abschicken, zum Kindergeburtstag eine Schachtel Kekse mitbringen statt eines selbstgebackenen Kuchens, die Kamera bei der Videokonferenz anlassen, selbst wenn das Kind mit im Raum ist. Ein dritter Punkt ist: einfach anfangen. Mit zunehmendem Alter werden wir immer risiko-averser, und deshalb müssen wir uns manchmal zwingen, ins kalte Wasser zu springen. Bei „Girls Who Code“ habe ich zum Beispiel einfach die entsprechende Internet-Domain reserviert. Dann habe ich jemandem bei einem Abendessen von meinem Plan erzählt. Und so habe ich immer einen weiteren Schritt gemacht – bis es zu spät war umzukehren.

2017 haben Sie Mut bewiesen und eine Einladung von Ivanka Trump ins Weiße Haus abgelehnt.

Präsident Trump hatte damals gerade die Einreise von Bürgern aus sieben muslimischen Ländern untersagt – und ich bin selbst Tochter von Flüchtlingen. Außerdem fühlte ich mich den Mädchen verpflichtet, die an „Girls Who Code“ teilnehmen. Ich denke, die nächste Präsidentenwahl ist eine der wichtigsten, die dieses Land je gesehen hat. Ich bin froh, dass Joe Biden mit Kamala Harris antritt. Wir brauchen dringend Veränderungen.

Die Fragen stellte Leonie Feuerbach.

„Mutig, nicht perfekt: Warum Jungen scheitern dürfen und Mädchen alles richtig machen müssen“ ist bei Dumont erschienen.

FOTO: JORIAN KINLOCH

„Bisschen Spaß haben“

Bushido sagt vor Gericht gegen seinen alten Freund Arafat Abou-Chaker (AAC) aus. Und weil der nicht aussagt, liefert Bushido die Abou-Chaker-Zitate gleich mit.

Mitgehört von Julia Schaaß und Sebastian Eder

„Ich habe relativ schnell gemerkt, dass diese Musik gar nicht so kompliziert war.“

Bushido über seine Anfänge als Rapper

„Fler ist ein sehr spezieller Typ, der war denen zu anstrengend.“

Bushido über das Verhältnis zwischen Fler und den Label-Chefs von Aggro Berlin

„Die Sekte war extrem viel am Konsumieren.“

Bushido über seine ehemaligen Kollegen rund um Rapper Sido

„Mach nicht einen auf Mutter Teresa“ AAC zu Bushido im Zusammenhang mit den Konditionen des Aufhebungsvertrags mit Aggro Berlin

„Das ist eine Frechheit. Ich bereue den Tag, an dem ich auf meinen Cousin gehört habe. Ich verfluche ihn.“

AAC zu Bushido, als der ihm 20.000 Euro anbot dafür, dass er ihn aus dem Vertrag bei Aggro Berlin herausgeholt hat

„Bisschen Spaß haben, roter Teppich, Alkohol trinken, Mädels kennenlernen.“

„Mehr als sich im Café zu treffen, Karten zu spielen, Wasserpfeife zu rauchen, hat sich in 2004/2005 nicht getan.“

„Was fällt dir ein? Was lässt du mich warten! Wo bist du? Komm sofort Katzbachstraße!“

AAC am Telefon zu Bushido, als er ihn verächtigt, nicht noch am gleichen Tag die vereinbarten 30 Prozent seiner Einnahmen abgeführt zu haben

Ein alter Freund hört zu: Arafat Abou-Chaker vor dem Landgericht



„Herr Abou-Chaker hatte mit den Jahren nicht nur, aber auch bei mir eine sehr dominante Stellung. Wenn Herr Abou-Chaker was gesagt hat, dann wurde das so gemacht.“

Bushido auf die Frage, warum er sich nicht selbst einen Steuerberater gesucht habe

„Ich war dabei, aber ich hab' da nichts zu melden.“

Bushido über ein Treffen mit einem Steuerberater, der ein Modell austützelte, um die Grunderwerbssteuer zu sparen

„Was soll ich machen? Ihn ficken?“

AAC zu Bushido, als es um einen Freund von dessen Bruder als Bürger geht, dessen Bürgerschaft nie in Anspruch genommen worden sei

„Das ganze Gangster-Rap-Klischee hat natürlich darauf basiert, dass ich einen Rücken habe, dass wir in einer großen Gang herumlaufen.“

Über Diskrepanzen zwischen seiner Schilderung der Beziehung zu AAC in seiner Autobiographie und vor Gericht

„Ich hab' die Zeit als sehr unfrei empfunden. Ich war kaum in der Lage, Dinge zu entscheiden, die ich wirklich wollte.“

Bushido über die Jahre von 2010 an

„Er hat sich immer mehr in den Vordergrund gedrängt.“

Bushido über AAC

„Das ist eine Partei, die lässt nicht mit sich scherzen. Die sorgen dafür, dass passiert, was sie wollen, vollkommen abseits der Staatsgewalt.“

Was Bushido vor seiner ersten Begegnung mit AAC über die Abou-Chakers und Clankriminalität gewusst haben will

„Ich wollte nicht zwischen die Fronten geraten.“

Bushido auf die Frage, warum er nicht eingegriffen habe, als AAC einen der Gründer des Labels Aggro Berlin geohrfeigt habe, um einen Auflösungsvertrag zu erzwingen

„Die Option, nicht zu zahlen, gab es für mich nicht.“

Über 50.000 Euro „Ablösesumme“ an eine Straßengang aus Schöneberg im Umfeld des Labels Aggro Berlin



Ein Rapper sagt aus: Bushido im Landgericht Berlin

„Wir sind gemeinsam in den Urlaub gefahren. Seychellen, 16 Tage, zu viert. Es hat mir auch gefallen.“

„Wenn Bushido und seine Jungs kamen, hat man dafür gesorgt, dass man vielleicht mal verschwindet.“

„Man hat mich dargestellt als Eigentum der Abou-Chakers, als würde ich denen gehören.“

Zur Berichterstattung im „Stern“ von 2013 über „Bushido und die Mafia“

„Er ist anders aufgewachsen als ich, er hat fünf Brüder und andere Sachen gemacht. Wenn er guckt, dann denkst du: Scheiße. Ich guck' mal lieber weg.“

„Ich möchte einfach mit Personen, die mit Arafat Abou-Chaker zu tun haben, nichts zu tun haben. Punkt.“

Warum er den Kontakt zu seinem ehemaligen Vertrauten D-Bo abgebrochen hat

„Wenn man Rapper ist, hat man einfach eine Menge Kumpels, die gut auf Rapperkosten leben.“

„Das wird Sie jetzt vielleicht ein bisschen erschrecken.“

Bushido zum Richter, bevor er über seine früheren Freunde „Messer-Mesut“, „Frauenarzt“ und „King Orgasmus One“ spricht

„Bei ‚Frauenarzt‘ musste ich die Kinderzimmertür zubalten, weil er so rumgeschrien hat.“

Bushido über Konflikte mit seiner Mutter während der ersten Rap-Aufnahmen

„King Orgasmus One‘ heißt in Wahrheit Manuel.“

„Wir sind hier im Strafrecht, uns ist nichts Menschliches fremd.“

Der Richter zu Bushido, als der über den Albumnamen „Carlo Cokxxx Nutton“ spricht

FOTOS: EPA, PICTURE ALLIANCE

BESSERER BASIC

Ein T-Shirt, das so gut geschnitten und genäht ist, dass man es gleich nach dem Waschen wieder bügeln und anziehen will? Das gibt's, es wird auf der Schwäbischen Alb von Mey gefertigt. Der Zauber erschließt sich dem Besitzer spätestens nach der dritten Wäsche, wenn andere Shirts aus der Form geraten, dieses aber immer schöner und weicher wird. 59,90 Euro, meystory.com

**FITTES KORN**

Männer kann man ja nur schwer von Wellness überzeugen – zu soft, zu verzagt. Vielleicht aber wirkt diese Art der Ansprache besser? Frank Leders cooles Kornbrand-Muskeltonikum verbindet kernige Männerwelt und Gesundheit. Macht müde Muskeln fit. 36 Euro, tradition-germany.com

**FEINER AUFTRITT**

Kleidung zu tragen ist heute auch ein Bekenntnis zum Lokalen. Die VOR-Sneaker aus München sind in Pirmasens gefertigt, aber international konkurrenzfähig. Modell 5a mit naturfarbener Kautschuk-Sohle. 345 Euro, vor.shoes

WAS MANN SO HAT

Man muss natürlich gar nichts Neues mehr haben.
Die meisten Männer haben ohnehin zu viel zu Hause.
Aber man darf. Wenn man denn will. *Von Jeroen van Rooijen*

**SCHUTZVORKEHRUNGEN**

Mundschutz vergessen? Halb so schlimm, wenn man den schönen langen Rauten-Schal namens Losange von Hermès um den Hals hat. Der ist mit 200 Zentimetern lang genug, um noch eine Schlaufe über Mund und Nase zu legen. 580 Euro, hermes.com

**AUF DER ÜBERHOLSPUR**

Die Zeit der dicken Ticker ist vorbei. Statement-Uhren von heute strahlen Dezenz und Zeitlosigkeit aus. Wenn sie zudem einen coolen Namen haben wie die von Werner Aisslinger gestaltete Autobahn von Nomos Glashütte – perfekt. Darf man auch ohne Führerschein ohne Limit nutzen. Ref. 1301, Edelstahl, 41mm, 3100 Euro, nomos-glashuette.com

FOTOS: LUCAS BAUMEL

**SUPPORTING ACT**

Weil ein Mann heute immer mindestens Geldbeutel, Handy, Mund-Nasen-Schutz, Desinfektionsspray und Schlüssel dabei hat – viel zu viel für die Hosentaschen. Der Drop Bag von Mismo aus Kopenhagen ist der clevere Problemlöser. 215 Euro, mismo.dk

**UNTER FREUNDEN**

Der beste Freund des Manns ist – natürlich sein Hund. Und der braucht ein schickes Band, um standesgemäß ausgeführt zu werden. Das schönste fertigt Cloud 7, es trägt den hundetauglichen und trotzdem nicht infantilen Namen Boboli. 59 Euro, cloud7.de

**WOLLEN, NICHT MÜSSEN**

Jetzt, da die Krawatte bei den üblichen Verdächtigen aus der Mode gekommen ist, kann man sie gut wieder als jenes Extra tragen, als das sie einst erfunden wurde: als modischen Farbtupfer im individuellen Outfit, und nicht als Symbol von Anpasstheit. Seidenkrawatte mit Orchideen-Motiv, 175 Euro, prada.com

„ICH MUSS DAS DING, DAS VOR MIR LIEGT, VERSTEHEN“



Wolfgang M. Heckl,
Generaldirektor des Deutschen
Museums in München, über
die Kultur des Reparierens,
die Freude am Friemeln und
die Frage, was zu tun ist, wenn
der Gully nicht abläuft

Interview Timo Frasch

Herr Heckl, Sie behaupten, Dinge zu reparieren erzeuge ein Glücksgefühl. Aber das Hormon, das dafür zuständig ist, wird doch auch bei jedem Like, das man auf Instagram bekommt, ausgeschüttet, oder nicht?
Im Prinzip haben Sie recht.

Warum soll man dann überhaupt reparieren, wenn man das gleiche Glücksgefühl auch auf weniger anstrengende Art erreichen kann?
Es ist das gleiche Hormon, aber nicht das gleiche Gefühl. Da fehlt sehr viel. Wir alle wissen, wie schnell so ein Like gesetzt ist, und wir wissen, wie viel Hingabe für eine Reparatur notwendig ist. Ich muss dieses Ding, das vor mir liegt, verstehen lernen. Das ist eine intellektuelle wie emotionale Auseinandersetzung, die kann eine Stunde, aber auch Tage dauern. Im Leben gibt es in der Regel keine schnellen Likes. Auch das lerne ich bei der Reparatur.

Ihr Vater hatte eine Werkstatt, da sind Sie gerne gewesen. Was haben Sie da gemacht?
Zum Beispiel wollte ich ein Perpetuum Mobile bauen.

Ich schätze, Sie sind gescheitert.
Natürlich, aber ich habe nicht gewusst, warum, verdammt nochmal. Ein Dynamo dreht sich, er liefert Strom für einen Motor, der sich dreht und so den Dynamo antreibt. Ich dachte, so muss das ewig laufen. Als es das nicht tat, fing ich an zu ölen. Ich hatte nämlich schon die Vermutung, dass irgendwas in Richtung Reibung das Problem sein könnte.

Hat Ihr Vater nicht gesagt, das kann nicht funktionieren?
Er hat vielleicht gesagt: Was machst du denn da wieder für einen Schmarren? Aber er war ja kein Physiker, der mit den zweiten Hauptsatz der Thermodynamik hätte erklären können.

Ich habe auch einen Vater mit einer tollen Werkstatt. Trotzdem macht mir das Reparieren keinen Spaß. Wenn ich zum Beispiel beim Flicken eines Fahrradschlauchs erst den Mantel von der Felge herunter- und dann wieder hinfummeln muss ...

Erstens gibt es dafür Werkzeug, und zweitens hat der Herrgott gesagt, wenn einer was schaffen will im Leben, dann soll es auch ein bissl weh tun. In Ihrem Fall lernen Sie so auch Wertschätzung für Ihren Vater, der etwas kann, was Sie nicht können. Ich behaupte übrigens nicht, dass jeder reparieren können und Freude daran haben muss, aber ausprobieren sollte man es schon. Und angesichts der Ressourcenknappheit, auf die wir mit bald acht Milliarden Menschen auf der Erde zugehen, erwarte ich, dass man Reparateure wertschätzt und unterstützt.

Die EU will ein „Recht auf Reparatur“ einführen. Finden Sie das gut?

Ja, selbstverständlich, das ist schon lange eine Forderung der Repair-Gemeinde! Denn dann muss ich als Hersteller sicherstellen, dass das Ding überhaupt repariert werden kann. Es kommen heute ja zwei Trends zusammen: mikro, mikro, mikro, alles wird so klein gemacht, dass man mit seinem Schraubenzieher nicht mehr hinkommt. Und dann gibt es meistens auch keine Schrauben mehr, alles ist vergossen. Nur im Nicht-Consumerbereich ist das anders, bei Flugzeug-Turbinen zum Beispiel.

Oder in der Raumfahrt.

Mein Freund Uli Walter, der Astronaut, mit dem ich gerne an alten Fernsehern schraube, sagt immer, ein Scotch Tape musst du im Weltraum immer dabei haben. Das ist vor allem die russische Idee der Raumfahrt gewesen: möglichst einfache Elektromechanik, robust und gut reparierbar. Aber auch die Amerikaner sind mit ihren Apollo-Raumkapseln im Grunde mit vergleichsweise einfachen Kisten auf dem Mond gelandet. In jedem Handy ist heute tausendmal mehr Technik verbaut. Und doch hat Apollo geschafft, was seither nicht mehr gelungen ist: Menschen auf den Mond zu bringen.

Wenn man an einer Sache viel herumrepariert, kommt oft ein Patchwork heraus. Kann ästhetisch interessant sein, muss aber nicht.

Warum fliegen denn die Leute nach Kuba? Weil sie die alten Cadillacs so schön finden, auch wenn sie vielfach zusammengeflickt sind!

Aber kaum daheim, wird wegen eines kleinen Kratzers am eigenen Auto der ganze Kotflügel ausgewechselt. Warum?

Die Wirtschaft will Konsum erzeugen – und sie ist damit ziemlich erfolgreich. Ich hatte kürzlich einen kleinen Steinschlag am Scheinwerfer. Bei meinem Jeep, einem Oldtimer, hätte ich gesagt: Macht nichts. Oder wenn es was macht, dann hilft der Zweikomponentenkleber. Aber der kostet eben nur 70 Cent. Das ganze Teil mit dem Scheinwerfer für mein neues Auto kostet 2300 Euro. Da ist die Antwort der Werkstatt klar: Leider, leider muss das ganze Teil ausgewechselt werden, Einzelkomponentenreparatur ist im Design nicht mehr vorgesehen.

Wieso akzeptieren wir das?

Wir sind Opfer einer ausgeklügelten Konsumismus-Strategie. Das trifft ja auch auf andere Produkte zu: Die Gurke muss gerade sein, der Apfel muss glänzen. Dabei weiß doch eigentlich jeder, der a bissl gscheit ist, dass der polierte Apfel bestimmt nicht besser schmeckt als der unpolierte. Natürlich habe ich vielleicht mehr Gschärr mit dem unpolierten, weil da vielleicht ein Wurm drin ist. Aber wenn ich dann noch a bissl gscheiter bin, denk ich mir, ist zwar blöd, muss ich den Wurm rausschneiden, wobei ich auch den essen könnte, sind ja Proteine. In jedem Fall aber kann ich sicher sein, dass in diesem Apfel keine Chemikalie ist, die den Wurm hätte töten und mir hätte schaden können.

Sie kennen sicher die Hipster. Sehen Sie in Ihnen Opfer einer besonders raffinierten Konsumismus-Strategie oder Verbündete in Ihrem Werben um mehr Achtsamkeit?

Ich habe ein weites Herz – und alles, was zur Ressourcenschonung beiträgt, ist gut. Der typische Deutsche mokiert sich doch immer gleich über Kleinigkeiten. Wenn einer nicht genauso ist wie ich, dann ist er ja schon falsch. So kommen wir nicht weiter. Aber die Achtsamkeit ist längst nicht nur Sache der Hipster. Ich habe ein Repaircafé in der oberbayerischen Gemeinde Farchant eröffnet, da ist überhaupt nix mit Hipster, das sind die Damen von der Caritas, die da häkeln und stricken. In unserem Repaircafé im Deutschen Museum habe ich zwei junge Türlinnen belauscht, die mit einem kaputten Bügelleisen angekommen sind. Die waren in einem Alter, da würde man sagen, die bügeln gar nicht, vom Reparieren ganz zu schweigen. Aber sie kamen nicht, um ihr Bügelleisen bloß abzugeben und dann einen Kaffee zu trinken, sondern sie sagten: Wir möchten das sehen und verstehen und dann auch mal selbst in der Lage dazu sein. Sie lebten also die Idee der Repair-Bewegung: verstehen, Ressourcen schonen und dabei glücklich werden.

Auf welches Ihrer Besitztümer achten Sie besonders?

Auf den Anzug, den ich zum Tanzen anziehe – meine Frau und ich tanzen gern. Der ist aus den zwanziger Jahren, mein Großvater hat ihn gekauft. Der war so teuer und so gut, dass er immer wieder geflickt und den Körperformen angepasst worden ist. Unser lieber Freund, der Entwicklungsminister Gerd Müller, hat mal auf einer gemeinsamen Veranstaltung gesagt, was haben Sie denn da für einen tollen Anzug! Da hab ich stolz gesagt, der ist noch von meinem Großvater. Jedes Mal, wenn ich nun den Gerd Müller sehe, fragt er mich: Wo haben Sie denn Ihren Anzug?

Glauben Sie, dass Objekte so etwas wie eine Seele haben können?

Das ginge mir zu weit, ich bin kein Animist. Aber die Wertschätzung von Mitmenschen und Mitlebewesen ist mir sehr wichtig – und damit auch die Wertschätzung von Dingen, die diese Menschen erfunden, gebaut oder auch nur gemocht haben. In einem Repaircafé habe ich mal ältere Eheleute getroffen. Sie waren mit einem Zeitungsständer gekommen, bei dem ein Bein abgebrochen war. Ich habe sie gefragt, warum sie denn diesen Zeitungsständer, der nicht wertvoll war, nochmal reparieren lassen wollen. Da sagte die Dame: Wissen Sie, wir haben uns so an das gute Stück gewöhnt. Wir wollen es nicht missen in unserem Leben.

Glauben Sie eigentlich an Gott?

Da antworte ich Ihnen mit Max Planck, der, glaube ich, mal gesagt hat: Nicht hinter allem, was wir nicht verstehen, steckt immer gleich der Herrgott. Andererseits kann man schon ins Grübeln kommen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie wunderbar unser Kosmos aufgebaut ist – er hat ja zumindest an einer Stelle zu Leben geführt – und wie der Mensch universell gültige Naturgesetze entdecken kann. Der Herrgott ist zwar clever, aber er verbirgt sie nicht gänzlich vor uns. Trotzdem glaube ich, dass wir mit unserer Kenntnis seines Bauplans fast noch ganz am Anfang sind, quasi auf Seite eins.

Ist das nicht arg tief gestapelt?

Von mir aus auf Seite zwei. Aber das Buch mit dem Bauplan hat halt mehrere tausend Seiten. Wir verstehen doch fast nichts.

Wenn wir 3998 Seiten des Lebensbuchs angeblich nicht kennen, woher wollen Sie dann wissen, dass es überhaupt noch so viele Seiten gibt und nicht bloß zehn oder hundert?

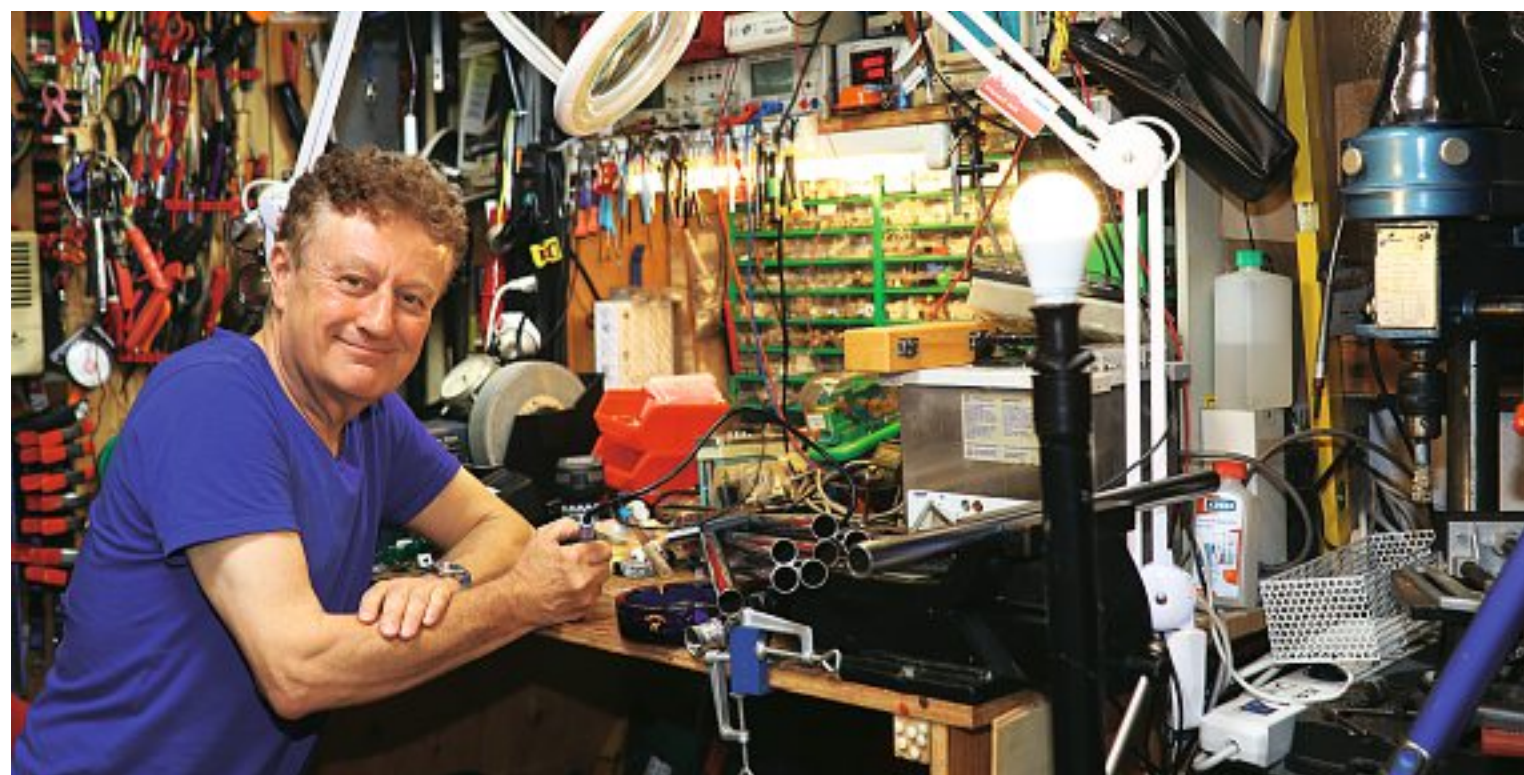
Das ist im Prinzip eine philosophische Frage, auf die ich nur antworten kann: Das sagt mir mein Bauchgefühl und meine Erfahrung. Das einfachste Experiment in der Physikausstellung des Deutschen Museums ist das Newtonpendel. Ich mach das gerne mit Kindern, weil die es auch gerne machen. Mehrere Kugeln hängen hintereinander an Pendeln ...

Pop, pop, pop, pop ...

Ja eben nicht pop, pop, pop, pop. Woher weiß die letzte Kugel denn, dass die erste Kugel angestoßen hat? Haben die Kugeln etwa stille Post gespielt? Auch die Kinder sagen erst mal wie Sie: pop, pop, pop, pop. Aber wenn sie genau hinschauen: Das passiert überhaupt nicht, die mittleren Kugeln bewegen sich gar nicht. Nix pop, pop, pop, pop. Das ist bloß eine Hilfskonstruktion. Sie folgt dem Energie- und Impulserhaltungssatz – und funktioniert! Als Physiker kann ich Ihnen das sofort rechnen. Ich kann auch vorhersagen, was passiert. Aber die Gründe für die Existenz der Erhaltungssätze, also die Fragen nach dem Warum, die sind nicht trivial und in letzter Konsequenz noch nicht verstanden.

Kann es sein, dass die Welt so komplex geworden ist, dass uns gar nichts anderes übrig bleibt als darauf zu vertrauen, dass die Dinge, die wir tagtäglich benutzen, schon irgendwie funktionieren werden – warum auch immer?

Das war eigentlich immer schon so – auch im ausgehenden Mittelalter haben nur wenige die Buchdruckkunst verstanden. Wie viel Prozent der Bevölkerung haben im Mittelalter



„Ein Sammler hat drei Probleme: Platz, Platz, Platz“: Wolfgang M. Heckl in einer seiner Werkstätten

Fotos Christina Pahnke

überhaupt gar nichts kapiert? Und wie viel Prozent kapierten heute gar nichts? Der Unterschied dürfte nicht allzu groß sein, wobei Erkenntnisfortschritt und Bildung die Frage natürlich auf ein höheres Niveau verschoben haben. Dass es praktisch keine Universalgelehrten mehr geben kann, ist natürlich auch eine Folge der arbeitsteiligen Spezialisierung. Die natürlich viele Vorteile hat: Ohne das Fließband von Henry Ford könnten sich nicht so viele Menschen ein Auto leisten. Auch in der Wissenschaft ist die Spezialisierung ein Erfolgsmodell. Sie müssen da ganz kleine, tiefe Bretter bohren. Aber was verlorenght, sind Menschen, die eine Gesamtschau der Dinge haben. Diese Leonardos, die Humboldts.

Kennen Sie jemanden, der diesem Ideal wenigstens nahekommt?

Ich denke da an Menschen, die sich in vielen Bereichen die Fähigkeit erworben haben, zu Best-Guess-Urteilen zu gelangen. Ranga Yogeshwar ist so einer, auch Harald Lesch. Diese Fähigkeit macht auch einen guten Politiker aus.

Frau Merkel am Ende?

Ja. Sie hat das Verständnis für grundlegende Zusammenhänge, für die Physik, die einen nicht aus dem Konstrukt der Logik herauslässt. Fake News haben es da schwer.

Wie sieht es mit Markus Söder aus?

Er ist der Naturwissenschaft und Technik sehr gewogen, das schätze ich an ihm. Wir wissen ja auch, dass unser Ministerpräsident ein absoluter Kenner von Science Fiction ist.

Nur weil er eine Star-Trek-Tasse in die Kamera hält, muss er sich noch nicht mit Wissenschaft auskennen.

Unterschätzen Sie die Science Fiction nicht! Es ist eine der wunderbarsten Voraussetzungen, um den Wert zukünftiger Technologien zu erkennen, sie zu verstehen, aber auch um utopische Entwürfe innerhalb der Grenzen von Naturwissenschaft und Gesellschaft Realität werden zu lassen.

Sollte ein Verkehrsminister erklären können, wie ein Verbrennungsmotor funktioniert?

Es ist keine notwendige Voraussetzung, aber ich würde es mir wünschen. Dazu sind übrigens die wenigsten Menschen in der Lage. Kennen Sie die vier Zyklen eines Viertakt-Ottomotors?

Hören Sie auf!

Das sind solch elementare, seit 160 Jahren bekannte Dinge – und Sie wissen sie nicht! Wenn man aus der sogenannten Hochkultur etwas nicht parat hat, Gedichte oder Symphonien, gilt man schnell als Prolet. Aber wenn man die technischen Grundlagen der Industriellen Revolution nicht kennt, ist das eine lässliche Sünde, mit der sich manche sogar brüsten. Ich finde, man sollte beides wissen und gleichermaßen wertschätzen.

Es gab eine Zeit, da galten die TÜFILTERTYPEN und SCHRAUBER, DIE WUSSTEN, WIE MAN EIN MOFA FRISIERT, ALS COOL. DAS SCHEINT VORBEI ZU SEIN.

Warum?

Stimmt das denn? Ich bezweifle es. Techniker wie Steve Jobs oder Elon Musk sind doch Ikonen unserer Zeit. TÜfeln, Thinking ist eine elementare Voraussetzung nicht nur für Entwicklungsingenieure, sondern eben auch für Erkenntnisgewinn im Allgemeinen. Und das Einüben dieser Fähigkeiten fängt schon im frühesten Kindesalter mit dem Basteln und Reparieren an.

Sie haben viel mit Handwerkern zu tun. Welche Disziplin ist unter universalistischen Aspekten die Königsdisziplin? Elektriker? Schreiner? Klempner?

Die besten sind die Selfmademen, die Universalisten. Wenn Sie heute einem Elektriker mit dem Reparaturwunsch für ein wunderbares Röhrenradio kommen, dann zuckt der wahrscheinlich mit den Achseln. Die Selfmademen sind die, die ihr Häusle praktisch fast selbst bauen können – und wenn sie doch mal nicht weiter wissen, noch Kumpels kennen, die Ahnung haben. Bei der Reparatur von Röhrenfernsehern verlasse ich mich auf Uli Walter.

Unsereriner hat solche Freunde gar nicht mehr ...

Was haben Sie denn für einen Umgang? Aber das ist alles eine Frage der Zeit. Warten Sie, bis Ihre Kinder von Ihnen mal ihr

Lieblingsspielzeug repariert haben wollen. Oder bis Sie mal rausziehen in ein eigenes Haus aufs Land. Dann werden Sie sich sehr bald dafür interessieren, warum der Gully nicht abläuft. Am Anfang werden Sie vielleicht noch die Methode fahren: Ruf' ich halt einen Handwerker an. Da werden Sie aber sehr schnell feststellen: Der hat gar keine Zeit. Denn der riecht schon, dieser Amateur-Auftrag, der lohnt sich nicht für mich. Vielleicht fragen Sie dann noch Ihren Vater. Der wohnt aber weit weg. Irgendwann kommen Sie dann drauf: Mensch, beim letzten Grillfest, da war doch der Nachbar, der erzählt hat, er habe gerade sein Bad gefliest. Vielleicht kann der auch das Elektrische? So wird das kommen – außer Sie werden mal so reich, dass Geld für Sie keine Rolle spielt. Ehrlicherweise muss ich aber auch zugeben, dass es Fälle gibt, wo man sich nicht mehr selbst helfen kann und es gut ist, auf qualifizierte Handwerker vertrauen zu können. Aber dann schauen Sie wenigstens zu, wie es geht, wie man von Fachleuten lernen kann, auch seine eigenen Grenzen einzuschätzen.

Ich stelle mir vor, dass es für Sie schwierig ist, Gesprächspartner auf Augenhöhe zu finden. Wenn Sie zum Beispiel bei einem Kundenservice anrufen, weil Ihr Smart TV nicht funktioniert ...

... und nach 17 Mal Weiterverbinden und drei Stunden nichts herauskommt. Auch da schlägt das System der Arbeitsteilung gnadenlos zu. Ich versuche mich dem zu entziehen, indem ich mir zum Beispiel keinen Smart TV kaufe.

Sie haben keinen Smart TV?

Ich glaube nicht. Brauch' ich auch nicht. Ich höre lieber Röhrenradio. Allein, wenn ich den anschalte, dann rieche ich den Staub auf der Röhre, die wird ja mit 6,3 Volt erhitzt, die Glühkathode, damit eine Glühemission entsteht, damit die Triode als Verstärker wirken kann. Wir machen hier ein bisschen Bildung, merken Sie? Ich juble Ihnen etwas unter, damit Sie nach Hause gehen und sagen: Mein Leben war bisher falsch. Heute Nachmittag gehe ich statt an den Schreibtisch in die Werkstatt.



Wenn Wolfgang Heckl spricht, weiß man, warum er Preise für Wissenschaftskommunikation bekommen hat.

Sie scheinen mir ein arger Purist und Nostalgiker zu sein.

Das stimmt nicht. Ich bin sehr neugierig auf zukünftige Technologien, meine aber, dass man diese nur in Kenntnis der alten richtig einschätzen kann. Und man sollte bei all dem, was wir haben und täglich neu dazubekommen, nicht so tun, als würde uns nicht auch etwas verlorengelassen. Früher, als es nur drei Fernsehprogramme gab, hat man mit Bedacht ausgewählt, was man schaut – heute zappt man zerstreut von einem zum anderen. Auch die 10.000 Gebrauchsgegenstände, die den durchschnittlichen Deutschen umgeben, sind vielleicht ein paar zu viele.

Wenn ich mich in Ihrer Wohnung so umschaue, muss ich sagen: Sie haben auch sehr viele Gegenstände.

Ich weiß, ich weiß. Ich bin eben ein Sammler, und ein Sammler hat drei Probleme: Platz, Platz, Platz.

Können Sie Ihre Fundstücke nicht ins Deutsche Museum auslagern?

Das geht nicht, denn wir sammeln ja nur Meisterwerke und Unikate. Ich hingegen sammle Lustobjekte. Die will ich auch gar nicht ins Deutsche Museum auslagern, denn das sind ja meine.

In Ihrem Buch „Die Kultur der Reparatur“ beziehen Sie sich mehrmals positiv auf den Philosophen René Descartes. Zugleich beklagen Sie die Entfremdung der Menschen von den Dingen. Ist daran nicht auch Descartes schuld mit seinem „Cogito ergo sum“?

Auf Descartes berufe ich mich schon deshalb gerne, weil ich den Descartes-Preis der EU-Kommission für Wissenschaftskommunikation bekommen habe. Descartes hat aber natürlich im Rahmen des Rationalismus ein wirkmächtiges wissenschaftliches Modell entwickelt und propagiert. Sein Diktum, dass man durch eigenes Denken etwas erreichen kann, hat die Erkenntnistheorie beflügelt. Ob das notwendigerweise zu einer Entfremdung führen muss, weiß ich nicht. Das Denken kann mir ja auch zu der Erkenntnis verhelfen, dass ich achtsam gegenüber der mich umgebenden Natur sein muss.

Um die ist es derzeit nicht gut bestellt. Halten Sie die Welt noch für reparierbar?

Ich würde in dem Zusammenhang nicht von der Welt sprechen, sondern von der Erde. In Vorlesungen benutze ich auch das Wort erdweit statt weltweit, denn das ist ein Anthropozentrismus, den ich ablehne. Meine Studenten wissen das schon: Jetzt kommt er wieder mit seinem erdweit. Dann machen sie

sich immer den Spaß, dass sie das auch sagen. Doch um Ihre Frage zu beantworten: Keiner weiß, ob wir die Erde reparieren können, auch ich nicht. Ich sage es mal so: Ich hoffe es. Wir haben die Erkenntnis, und noch haben wir, hoffentlich, die Mittel dazu.

Im Moment wird im Angesicht von Corona sehr viel dafür getan, wieder zur alten Wachstumslogik zurückzukehren. Stimmt Sie das nicht pessimistisch?

Mei, ich bin Realist. Man kann schon sagen, das Glas ist halb voll, denn in der Ressourcendiskussion tut sich ja was. Die Frage ist halt: Wird unser Handeln reichen, oder muss uns die Natur auf die brutale Art sagen, dass es so nicht weitergeht? Das wird dann sehr, sehr viel kosten, nicht nur monetär.

Es gibt Leute in der Politik, die sagen: Verzicht bringe nichts und sei den Menschen besonders in den Weltregionen, die sich noch aus der Armut zu erheben versuchen, nicht vermittelbar. Das Einzige, was uns noch retten könne, sei ein massiver wissenschaftlicher Durchbruch. Selbstverständlich muss die Wissenschaft einen großen Teil beitragen. Man darf aber nicht meinen, dass sie das alleine könnte, im Elfenbeinturm. Denn eine Technik ist nur dann erfolgreich, wenn sie in der Gesellschaft angekommen ist.

Warum fällt es uns so schwer, uns von unserem bisherigen Wachstumsmodell zu verabschieden? Weil wir so super gut damit gelebt haben. Es kann doch keiner sagen, dass die Entwicklung in Deutschland seit dem Krieg falsch gewesen wäre. Aber wenn etwas gut funktioniert hat, heißt das noch lange nicht, dass es so weitergehen muss. Carl Friedrich von Weizsäcker hat es in anderem Kontext einmal so gesagt: Es ging für uns lange aufwärts. Aber irgendwann haben wir uns versteigen in der Wand und finden nun weder hinab noch hinaus.

Es heißt, wir befänden uns im Anthropozän, dem Zeitalter, in dem der Mensch unverwischbare Spuren hinterlässt, etwa durch das viele Plastik.

Das Plastik oder, wie wir Wissenschaftler sagen: die Polymere, sind ein Segen für die Menschheit gewesen. Denken Sie daran, was man alles wunderbar aus Plastik herstellen kann: Vinylplatten, Nylonstrümpfe, Spritzen. Doch aus dem Segen ist mittlerweile ein Nightmare geworden.

Wie bekommen wir das Plastik wieder weg? Ich sehe zwei Möglichkeiten, die auch bereits erforscht werden, mit kleinen Erfolgen. Die eine ist das molekulare Recycling, Polymere

werden hergestellt durch Polymerisation. Einfach gesagt werden dabei die Ausgangsmoleküle Kohlenstoff und Wasserstoff in der Chemiefabrik zu langen Polymerketten zusammengefügt. Uns muss es gelingen, den umgekehrten Prozess in Gang zu setzen. Ein anderer Weg ist es, sich zu fragen, wie macht es denn die Natur? Antwort: Mit Mikroorganismen, Bakterien. Es ist doch ein Wunder: Sie schmeißen ein Blatt auf den Boden, und 30 Tage später ist es komplett in den natürlichen molekularen Stoffkreislauf übergegangen.

Mit Plastik schafft die Natur das nicht.

Ein wenig von den Milliarden von Tonnen Mikroplastik in unseren Weltmeeren wird tatsächlich schon ständig abgebaut. Es gibt Bakterien, die das können. In der Natur kommen ja auch jede Menge Polymere vor, Kautschuk zum Beispiel, die Natur kann das alles recyceln. Aber sie braucht Zeit. Sie ist es gewohnt, in Äonen zu denken, wir aber haben die Erde in gerade mal 100 Jahren mit unseren technischen Polymeren überfordert.

Sie haben mehrere Preise für Wissenschaftskommunikation bekommen, unter anderem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Die hat zuletzt den Virologen Christian Drosten für seine Kommunikation in der Corona-Pandemie ausgezeichnet. Macht er es gut?

Ich finde ja. Es ist nämlich ganz schwer, den Menschen zu vermitteln, dass wissenschaftliche Erkenntnis immer bloß vorläufig ist, dass die wissenschaftliche Methode mit Falsifizierung, mit Experiment, Hypothese und Theorie arbeitet. Mindestens so schwer ist es, vor den Politikern zu bestehen: Die wünschen sich – verständlicherweise – Antworten und Handlungsanweisungen, denn sie müssen ja täglich entscheiden, was zu tun ist. Warum die Wissenschaft im Kern aus Hinterfragen und Zweifeln besteht und trotzdem vernünftig gehandelt werden kann, das stellt Drosten in herausragender Weise dar.

Wie gehen Sie als Wissenschaftler mit Anhängern von Verschwörungstheorien und mit Pseudowissenschaftlern um?

Ich schwanke zwischen Gelassenheit – „hat es immer schon gegeben“ – und: „Da muss ich doch mit Aufklärung dagegen halten.“ Die beste Methode scheint mir ein hohes Maß an Bildungsarbeit zu sein, und zwar schon sehr früh in der Erziehung, damit das eigene Urteilsvermögen, das analytisch-methodische Vorgehen geschärft wird. Und ein niederschwelliger Zugang dazu ist – ich bleibe dabei – die Reparatur, die keine Fisimatenten erlaubt, weil sie einen sehr schnell auf den Boden der Tatsachen zurückholt.

Wolfgang M. Heckl

Der Biophysiker Wolfgang Martin Heckl wurde 1958 in Parsberg in der Oberpfalz geboren. Promotionsthema: „Laterale Organisation von Lipidmonolayern unter dem Einfluss von amphiphilen Fremdstoffen und Proteinen“. Habilitation: „Rasterstunnelmikroskopie an zweidimensionalen Kristallen aus organischen Molekülen“. Heckl ist seit 2004 Generaldirektor des Deutschen Museums und seit 2009 Inhaber des Oskar-von-Miller-Lehrstuhls für Wissenschaftskommunikation an der TU München. Er erschafft molekulare Kunstwerke und singt in der Band Next Generation, in der der Münchner OB Dieter Reiter Gitarre spielt. Außerdem ist er Mitglied des Sonntags-Stammtischs im Bayerischen Rundfunk. Für was interessiert er sich nicht? „Porzellan.“

DIE SCHÖNSTEN REISEN BEGINNEN IM KOPF

HANDSIGNIERTE, LIMITIERTE KUNST ONLINE UND IN 25 GALERIEN WELTWEIT



Luc Dratwa
Taking-Off, 21:45
Aufl. 150, handsigniert
80x62 cm
Art.-Nr. LDR24
499 €

LUMAS ART EDITIONS GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2
10587 Berlin, Änderungen und Irrtümer vorbehalten.
Interior: Heirendorf Interior Design, Berlin

LUMAS.DE

BERLIN · LONDON · NEW YORK · PARIS · WIEN · ZÜRICH
DORTMUND · DÜSSELDORF · FRANKFURT · HAMBURG · HANNOVER · KÖLN
MANNHEIM · MÜNCHEN · STUTTGART · WIESBADEN

LUMAS⁷

THE LIBERATION OF ART



„Wir wollen niemanden umerziehen“, sagt Leonard Diepenbrock in seinem Laden in Köln.



In seiner Welt: Eitelkeiten, sagt Leonard Diepenbrock, befriedigt er mit dem Stolz auf seine Produkte.

Seifenoper

Leonard Diepenbrock, einst bekannt als Fernsehmoderator, hat sein Leben vor der Kamera aufgegeben – für vegane Schönheitsprodukte.

Von Katharina Pfannkuch, Fotos Stefan Finger

Manchmal, wenn Leonard Diepenbrock in seinem Laden in der Kölner Neumarkt Galerie steht, passiert es. Dann bleibt der Blick von Menschen, die eigentlich nach Bodylotion, Seife oder Accessoires suchen, an ihm hängen. An ihren Blicken erkennt Diepenbrock, was sie denken: Den kenne ich doch. Manche ringen sich durch und fragen: „Sind Sie nicht der aus dem Fernsehen?“ Diepenbrock, 1,90 Meter groß, Chef eines 2013 gegründeten Kosmetik- und Lifestyle-Unternehmens, freut das jedes Mal, das gibt er unbefangen zu. Sein Lächeln: jugenhaft, so wie es die Menschen eben wiedererkennen.

Es ist dasselbe Lächeln, das Diepenbrock vor gut zehn Jahren als RTL-Moderator von Sendungen wie „Punkt 6“ und „Exklusiv“ vor der

Kamera zeigte. „Ich hätte gerne Günther Jauch bei ‚Stern TV‘ abgelöst, bin aber im sender-internen Casting nur auf Platz zwei gelandet“, sagt er ohne Umschweife. „Daran hatte ich lange zu knabbern. Aber wenn das damals geklappt hätte, wäre ich nicht Unternehmer geworden. Das gehört wohl in die Abteilung: Es hatte auch etwas Gutes. Auch wenn man’s manchmal nicht gleich erkennt.“

Ein ehrgeiziger Fernsehjournalist, der zum ehrgeizigen Unternehmer für vegane Handseife mutiert – ein ungewöhnlicher Lebensweg. Jean & Len heißt Diepenbrocks Marke, und sie steht längst für mehr als nur Seife. Shampoo, Eau de Toilette, Accessoires, Papeterie und neuerdings alkoholfreier Gin Tonic gehören zum Sortiment.

Mehr als 400 Produkte bietet es, die Preise beginnen bei rund vier Euro. Aber die Seife ist besonders bekannt. Nach Ingwer und Rosmarin duftet sie, würzig und natürlich, aber nicht muffig, fast edel. Auch der Chef selbst duftet so. Eigentlich ist er sowieso Botschafter der eigenen Marke, die vegan, aber nicht asketisch daherkommt. Bewusst, aber nicht freudlos.

Wie kam einer wie er, dessen Platz lange vor der Kamera war, überhaupt auf die Idee, in Seife zu machen? Die kurze Antwort: über einen Umweg. Die längere: „Nach sieben Jahren beim Frühstückfernsehen war es für mich eine Horrorstellung, bis zum Ende meiner Tage um 2.30 Uhr aufstehen zu müssen. Etwa zur selben Zeit brauchte das Dübelwerk der Familie meiner

Frau mehr Aufmerksamkeit, nachdem mein Schwiegervater gestorben war.“ Der Achtundvierzigjährige spricht da nicht von irgendeinem Dübelwerk, sondern von Tox-Dübel-Technik, dem ältesten Unternehmen dieser Art in Deutschland, mit Sitz im schwäbischen Krauchenwies. Dort erfand man einst die roten Allzweckdübel. Da seine Frau sich selbst nicht als Unternehmerin sah, war das Werk der erste Ort, an dem Diepenbrock auf einmal sein Wissen aus dem Studium der Betriebswirtschaftslehre einsetzen konnte.

Es war ein Härtestest. „Plötzlich musste ich mich in Baumärkten anbrüllen lassen, weil wir unsere Preise anheben mussten. Das war ich nicht gewohnt, als Unterschichten-Moderator“, sagt Diepenbrock. „Da war immer so ein grundloser Respekt da.“ Solche anfänglichen Dämpfer motivierten ihn aber eher. „Ich wollte lernen, wie man richtig verhandelt.“ Er schrieb sich an der Harvard Business School ein. Wenn schon, denn schon.

Drei Jahre lang absolvierte er ein berufsbegleitendes Aufbaustudium und reiste dafür regelmäßig nach Boston. Nebenbei brachte er Jean & Len ans Laufen. Eine ältere Unternehmerin fragte ihn einmal, was er vorhabe, wenn er das Dübelwerk irgendwann erfolgreich in die Zukunft geführt habe. Dieser Moment öffnete Diepenbrock die Augen: „Es dämmerte mir, dass es ja gar nicht bei diesem einen Unternehmen bleiben musste.“ Mit einem Bekannten hatte er schon über die Idee einer veganen Kosmetikserie gesprochen. Jetzt wurde dieser Plan konkret – und die Sendezeit war ihm immer unwichtiger.

Aus dem gemeinsamen Projekt wurde nichts, aber weil besagter Jean Teil der Idee war, ist er bis heute namentlich im Unternehmen verewigt. Der andere Teil, Len, ist Diepenbrocks Spitzname. „Ich selbst lebe weder nach veganen noch vegetarischen Prinzipien, aber es irritiert mich schon sehr, dass in unseren normalen Pflegeprodukten und Kosmetika so viele tierische Inhaltsstoffe stecken. Ich esse gerne mal ein Stück Fleisch, aber ich muss mir kein Schwein auf die Haut reiben. Und auch kein Mineralöl.“

„Ohne Gedöns“, lautet der Slogan. Dass bestimmte Inhaltsstoffe nicht enthalten sind, klingt charmanter als die Betonung, dass die Produkte vegan sind. „Anfangs schrieben uns Leute, dass sie unsere Produkte benutzen, obwohl sie vegan sind“, sagt Diepenbrock. Er schätzt, dass auch heute, fünf Jahre später, maximal acht Prozent der Kunden seine Produkte kaufen, weil sie vegan sind.

Dogmatisch will Diepenbrock nicht sein, Brüche gehören für ihn dazu. „Natürlich schätzen es viele, wenn in einem Produkt keine Silikone und kein Mineralöl enthalten sind – bis es dann um die Faltencreme geht. Da hört

der Spaß auf.“ Missionieren will er nicht – und auch nicht in der Naturecke in der Drogerie stehen. „Wir wollen niemanden umerziehen, nur ein gutes Gefühl für einen Moment geben.“ Das scheint zu funktionieren: Seit der Gründung 2013 wächst der Umsatz jährlich um mehr als 50 Prozent, aus anfangs zwei wurden 30 Mitarbeiter.

Das Fernsehen, vermisst er das gar nicht? „Nicht mehr.“ Und was ist mit der Eitelkeit, die Menschen, die vor der Kamera arbeiten, nachgesagt wird? „Die befriedigt ich heute mit dem Stolz auf unsere Produkte.“

Mit Beginn der Corona-Krise war Handseife auf einmal stärker gefragt denn je. In kurzer Zeit erweiterte Leonard Diepenbrock das Sortiment um Desinfektionsmittel. Er war zu diesem Zeitpunkt erst seit einigen Monaten zurück in Deutschland. Mit seiner Familie hatte er zuvor zwei Jahre lang in London gelebt. Aber die Kinder, zehn und zwölf Jahre alt, vermissen Köln, die Wahlheimat ihres Vaters, der als gebürtiger Hamburger die Hansestadt für die schönste Stadt überhaupt hält. „Das war unser Familienabenteuer“, sagt Diepenbrock. „Ich werde regelmäßig unruhig und überlege, was man als nächstes machen könnte. Das liegt wahrscheinlich auch daran, dass mein Vater starb, als ich zwölf Jahre alt war, und mir klar wurde, wie kurz das Leben sein kann.“

Zu diesem ruhelosen Gemüt passt, dass das Sortiment seines Unternehmens kontinuierlich wächst, mitunter in überraschende Richtungen. Gerade erst kamen Handtaschen ohne Leder und festes, unverpacktes Shampoo hinzu, nun steht schon der alkoholfreie Gin in den Regalen. „Unser Sortiment ist ein lebendes Experiment“, sagt Diepenbrock, „eines, das jeden Lebensbereich abdeckt.“ Ganz ohne Gedöns. ◀

T



#FollowYourSound

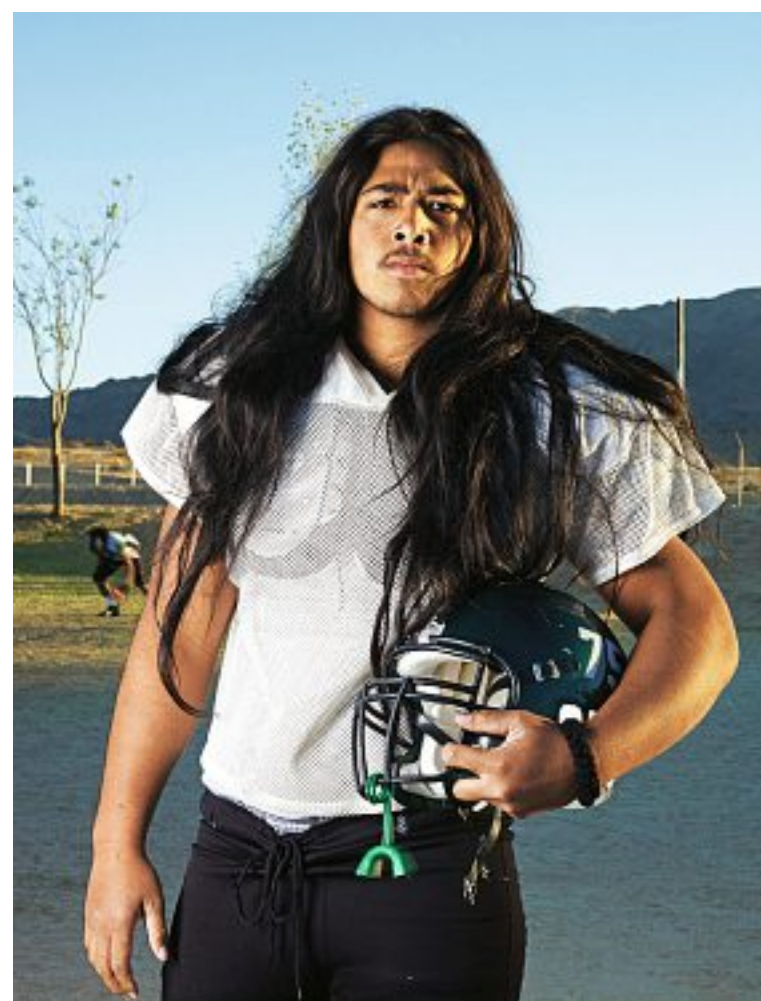
More than words



Deine Songs, dein Sound.
HOLIST S – HiFi-Smart-Speaker
mit Amazon Alexa Integration
und mitreißendem 360-Grad-Sound.

Teufel

Die Ausstellung „Masculinities: Liberation through Photography“ zeigt Männlichkeit in unterschiedlichen Facetten – geprägt von Macht, Herkunft und verschiedenen Formen der Identität. Zu sehen ist die Sammelausstellung mit Werken von 50 Fotografen vom 16. Oktober bis zum 10. Januar 2021 im Berliner Gropius-Bau.



NICHT ALLE KÖNNEN ALPHAS SEIN

Das Klischeebild eines Manns ist geprägt von Stärke, Risikobereitschaft und körperlicher Überlegenheit. Doch die meisten Männer entsprechen diesem Bild nicht. Weil das zu Frustration und gesundheitlichen Schäden führen kann, fordern immer mehr von ihnen: Lasst uns so sein, wie wir sind!

Von Anna Vollmer

Wann ist ein Mann ein Mann? Diese Frage hatte Herbert Grönemeyer 1984 nicht erfunden. Doch scheint sie auch 36 Jahre später immer noch nicht hinreichend geklärt, dafür aber umso aktueller zu sein. Zumindest beschäftigen sich gerade viele Filme, Bücher und auch Ausstellungen mit der Frage, was genau es denn bedeutet, ein Mann zu sein. Wenig überraschend: Darauf kann es keine eindeutige Antwort geben. Das macht die Suche danach, welche Facetten „Männlichkeit“ haben kann, aber umso interessanter.

Viele der Männer, die über ihr eigenes Geschlecht nachdenken, sind bezeichnenderweise keine, die Frauen hassen, die denken, jetzt sei es aber endlich mal genug mit der Gleichberechtigung, den Minderheiten, dem „Genderwahn“. Nein, es sind Feministen, die für mehr Aufmerksamkeit für die Männerwelt werben, wohlwissend, dass Männer, denen es gut geht, die Gefühle, Unsicherheiten und Schmerzen zeigen dürfen, meist weniger trinken, prügeln und morden, was ja nicht nur ihnen, sondern auch allen anderen zugutekommt.

Denn der aktuelle Feminismus fordert mitnichten die Alleinherrschaft der Frauen, sondern das Ende des Patriarchats – was auch bedeutet, Männern Dinge zuzugestehen, die gemeinhin als nicht „männlich“ gelten.

So erzählt der Journalist Nils Pickert in seinem Buch „Prinzessinnenjungs“ davon, wie er vor einigen Jahren über Nacht weltbekannt wurde, weil er sich entschied, für seinen Sohn einen Rock zu tragen. Sein Sohn war damals fünf Jahre alt und wurde schon in diesem Alter in der baden-württembergischen Provinz als „Schwuchtel“ und „Missgeburt“ beschimpft, weil er Röcke liebte. Also beschloss sein Vater, ihm zu helfen: „Am nächsten Morgen zog er sich ein Kleid an, ich mir einen Rock, und wir gingen gemeinsam hinaus in die Fußgängerzone. Von da an war alles anders, denn es passierte genau, was ich mir erhofft hatte. Die Leute hoben ihren Blick von ihm auf mich, weil sie einen berockten erwachsenen Mann noch viel absurder und herausfordernder fanden als einen kleinen Jungen in einem fliegenden Kleid.“

Als Pickert in der „Emma“ einen Text darüber veröffentlichte, waren die Reaktionen immens. Interviewanfragen aus den Vereinigten Staaten, Brasilien und Japan erlitten ihn, so abwegig schien es offenbar allen, dass ein Mann etwas Derartiges tun könnte. Es ist, vorsichtig formuliert, verwunderlich, dass die private Entscheidung eines Vaters die Gemüter auf der ganzen Welt erhitzt. Warum stört es andere, wenn ein Junge gerne Mädchenkleider trägt und der Vater ihn dafür nicht verurteilt? Unter anderem erzählt die Situation viel über Gleichberechtigung und darüber, wie eng das Wohlergehen von Männern und Frauen miteinander zusammenhängt. Denn was sagt es über unser Bild von Männern, dass wir

ihnen nicht erlauben können, Röcke zu tragen? Und was sagt es über unser Bild von Frauen, wenn es offenbar so unglaublich peinlich ist, „weiblich“ zu sein?

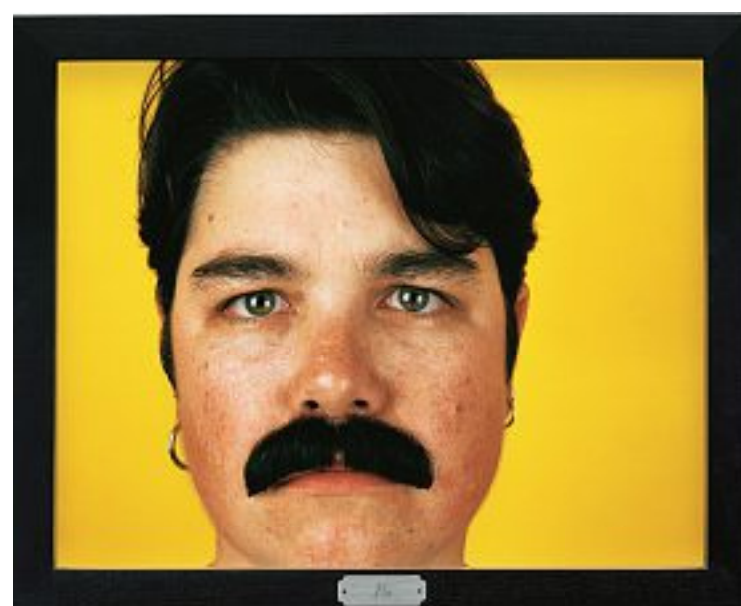
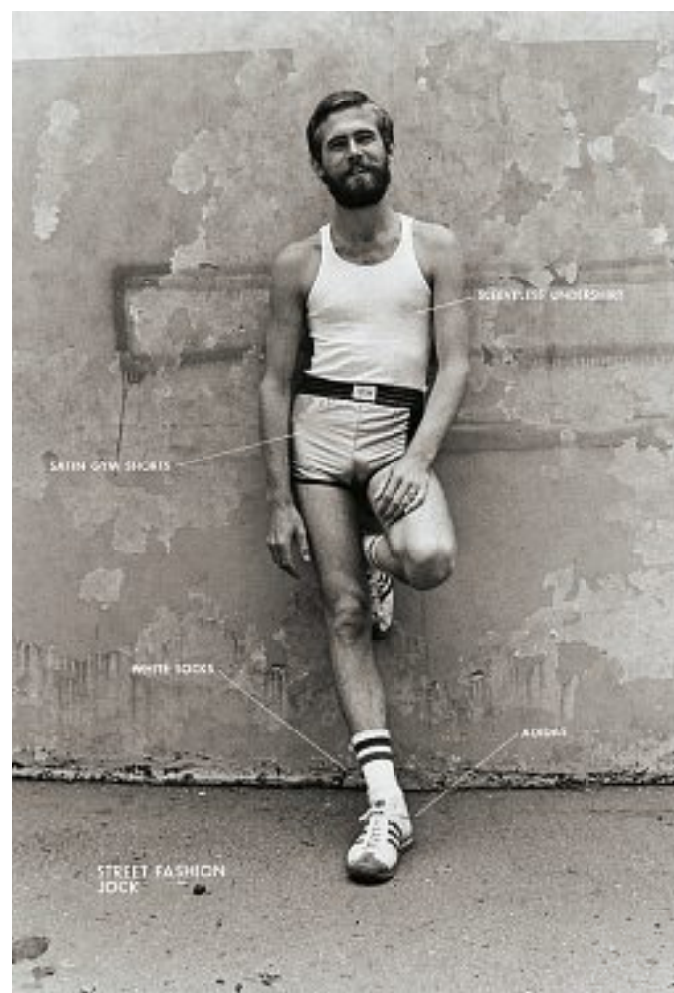
Sich ähnliche Situationen vorzustellen, wenn eine Frau eine Hose trägt, scheint mittlerweile zwar absurd, war es aber nicht immer. Hätte es Anfang des 20. Jahrhunderts schon das Internet gegeben, wer weiß, was für ein Shitstorm über Frauen wie Marlene Dietrich herein gebrochen wäre! Pickerts Buch, das eine Art Erziehungsratgeber für einen gesünderen Umgang mit Jungen ist, macht dieses Männlichkeitskonstrukt ebenso deutlich wie „Sei kein Mann“, das Buch des kongolesisch-britischen Schriftstellers JJ Bola.

Beide beweisen, dass „Männlichkeit“ – genau wie „Weiblichkeit“ – keinesfalls ein festgeschriebenes Attribut ist, das unveränderbar wäre. Um das zu zeigen, reicht es, einen Blick in die Vergangenheit oder auch in andere Kulturen zu werfen. Die Farben Rosa und Hellblau beispielsweise waren mitnichten immer untrennbar mit dem weiblichen beziehungsweise männlichen Geschlecht verbunden. Noch vor kaum mehr als 100 Jahren war es umgekehrt: Damals galten Purpurrot und Pink als „männliche“ Farben, wie Pickert schreibt, weil sie „für Royales und Herrschaftlichkeit standen“. Blau war hingegen die Farbe der Mädchen, weil sie symbolisch mit der Jungfrau Maria verbunden war, deren Tugenden Mädchen nachzueifern hatten.

Männer halten sich an den Händen

Wie auch Pickert wählt Bola eine Anekdote als Ausgangspunkt seines Buchs, mit der er zeigt, wie festgefahren wir in unserer Wahrnehmung von Männern und Frauen sind. Als junger Mann läuft er mit seinen Onkeln, anderen Männern aus der kongolesischen Gemeinschaft, die Straße entlang. Sie halten sich an den Händen, was in Kongo auch zwischen Männern vollkommen normal ist. In Großbritannien wird Bola dafür jedoch ausgelacht und als „schwul“ beschimpft. Für diese kulturellen Unterschiede ließen sich eine Reihe von Beispielen nennen. Ein Porträt des Fotografen Thomas Dworzak, das von diesem Oktober an in der Ausstellung „Masculinities“ im Berliner Gropius-Bau zu sehen sein wird, wurde im Jahr 2002 aufgenommen und zeigt zwei Taliban-Kämpfer, die geschminkte Augen haben und sich an den Händen halten.

Der wunderbare georgische Film „Als wir tanzten“, der in diesem Sommer in Deutschland in die Kinos kam, ist eine homosexuelle Liebesgeschichte. Doch nicht nur das. „Als wir tanzten“ erzählt auch von einem jungen Mann, der nicht den Vorstellungen dessen entspricht, was in Georgien für einen Mann vorgesehen ist. Einerseits, weil er homosexuell ist – der Regisseur Levan Akin berichtete in einem Interview, die Schauspieler hätten aufgrund der Handlung Todesdrohungen bekommen.



Was bedeuten Rollenvorbilder für Männer? Auch das versucht die Ausstellung im Gropius-Bau in Berlin zu ergründen.

Andererseits, weil Merab, der Protagonist, mit seiner weichen, spielerischen Art zu tanzen nicht zum „männlichen“ georgischen Tanz passt. Das Klischee des schwulen, „weiblichen“ Tänzers scheint also in Deutschland gut zu funktionieren (Pickert verwendet es immer wieder, wenn es darum geht, in welchen Kontexten Jungen Ablehnung erfahren), in Georgien hingegen nicht. In Georgien sind Tänzer echte Männer.

Interessant ist bei all diesen Vergleichen, dass Geschlechterklischees sich zwar unterscheiden, jedoch kulturübergreifend wichtig zu sein scheinen. Was genau „männlich“ ist, mag variieren, dass Männer „männlich“ zu sein haben, wird jedoch kaum in Frage gestellt. Die Ausstellung im Gropius-Bau setzt hier an, indem sie ein ganzes Spektrum von „Männlichkeiten“ zeigt. Was verbindet einen durchtrainierten schwulen Mann, einen schlaksigen britischen „Gentleman“, der den Zeiten hinterhertrauert, in denen die Zeitung noch gebügelt wurde, einen Soldaten und ein grölendes Mitglied einer amerikanischen Studentenverbindung miteinander? Außer dass sie, nun ja, Männer sind?

In seinem informativen Erklärbändchen „Ist Männlichkeit toxisch?“ betrachtet der Psychotherapeut Andrew Smiler das Thema „Männlichkeit“ ebenfalls aus verschiedenen Blickwinkeln. Es geht um die Entwicklung von Männlichkeit, ihre Gefahren, ihre Rolle in Beziehungen und um ihren Wandel in der heutigen Gesellschaft. Zwar gebe es gerade heute verschiedene „Männlichkeiten“, jedoch, so argumentiert er mit Rückgriff auf die Soziologin R. W. Connell, existiere eine Form der „hegemonialen Männlichkeit“. Sie dominiere über andere Männlichkeitsmodelle, die sich vorwiegend in Minderheiten und Subkulturen ausdrückten. Das Modell, das in der westlichen Welt des 20. Jahrhunderts vorherrschte und im 21. Jahrhundert zunehmend ins Wanken gerät, beruht zu großen Teilen auf dem, was auch Pickert und Bola kritisieren: dem erfolgreichen, standhaften Mann, der seine Gefühle zurückhält, mutig ist, Risiken eingeht.

Stereotype haben Folgen

Was daran so schlimm ist? Den Autoren zufolge einiges. Denn was man lapidar mit harmlosen Stereotypen abtun könnte, hat durchaus handfeste Folgen: Suizid ist die häufigste Todesursache bei Männern unter 35, heißt es bei Bola, der am eigenen Beispiel sehr eindringlich beschreibt, wie schmerzhaft es ist, wenn junge Männer unter Depressionen leiden – und sich aus Scham an niemanden wenden. Bei Smiler heißt es außerdem, die These, Frauen litten häufiger an Depressionen als Männer, werde inzwischen von einigen Wissenschaftlern und Therapeuten deshalb revidiert, weil diese Erkrankung sich bei ihnen

möglicherweise durch Alkohol- und Substanzmissbrauch äußere – Krankheiten, für die Männer dreimal so anfällig sind wie Frauen und an denen sie entsprechend häufiger verfrüht sterben. 87 Prozent der Obdachlosen in Großbritannien sind Männer, 95 Prozent der Gefängnisinsassen ebenfalls. Eine Liste, die sich noch eine ganze Weile fortsetzen ließe und einige gute Argumente dafür liefert, darüber nachzudenken, welche Vorteile ein solches Männlichkeitsbild eigentlich so mit sich bringt. „In jeder Gruppe“, schreibt Smiler, „kann es nur einen Alpha-Mann geben, und in der gesamten Gesellschaft nur wenige. Wenn die meisten Männer nicht sonderlich maskulin sind, was bedeutet das dann für die Männlichkeit?“

Man könnte auch fragen, was das für die Männer und Jungen, für die „Prinzessinnenjungen“ bedeutet, die keine Alphamännchen sind. Wohl, dass ihnen diese Idee ebenso schadet wie dem Rest der Gesellschaft. Studien zeigen, dass es eben nicht allein der Testosteronspiegel ist, der dazu führt, dass Männer morden, erniedrigen, vergewaltigen, sondern dass es vielmehr die äußeren Umstände sind, die dazu führen. Viele der Attentäter der vergangenen Jahre hatten sich aufgrund einer gefühlten Zurückweisung radikalisiert und sich so in einen abstrusen Hass gegen Frauen, Juden und Muslime hineingesteigert, die sie offenbar als Bedrohung empfanden. Die meisten Sexualstraftäter bringt nicht ihr unstillbarer sexueller Trieb dazu, ihre Opfer zu vergewaltigen, sondern das Bedürfnis, Macht über sie zu erlangen.

Auch die Männer in einem der interessantesten, wenn auch merkwürdigsten aktuellen Beiträge zum Thema „Männlichkeit“ sind keine muskelbepackten Bestien, die gar nicht anders können, als auf andere einzudreschen. In Connie Walthers Film „Die Rüden“ spielen vier echte Gefängnisinsassen vier fiktive Gefängnisinsassen, die auf eine Verkürzung ihrer Haftstrafe hoffen. Hierfür sollen sie dabei helfen, drei aggressive Rüden zu resozialisieren. Und auch wenn einer der Insassen sagt, er sei kein Hund, drängt sich die Analogie natürlich trotzdem auf. Nicht, weil die Männer wie Hunde behandelt werden sollen oder im abwertenden Sinn „Tiere“ sind. Sondern weil sich auch an den Hunden zeigt, wie der Umgang mit ihnen sie formt – wie sie besonders dann beißen und kläffen, wenn sie in Bedrängnis kommen.

Mit all den anderen Beiträgen teilt der Film die Relativierung dessen, was „Männlichkeit“ bedeutet. Und die Hoffnung, dass nichts so bleiben muss, wie es ist, sondern immer auch anders sein könnte. Vielen Menschen scheint es zwar Angst zu machen, wenn sie festgefahrene Rollenbilder loslassen. Doch würde eine andere Wahrnehmung von Männern nicht nur ihnen, sondern uns allen eine ganze Menge Leid und Gewalt ersparen. ◀

Escape the ordinary



SCHRAMM ORIGINS COMPLETE
 Cleo
 Design Hanne Willmann

schramm-werkstaetten.com



EINS PLUS EINS

Allein zu sein ist schön.
Schöner ist es, wenn man
zusammen ist. Wir haben
in Berlin und Cottbus
Menschen fotografiert,
die einfach zusammengehören.

*Styling Markus Ebner
Fotos Gregor Hohenberg*

JULIAN UND SIRI

Das Modelpaar Julian (28) und Siri (24) lernte sich 2017 im Flugzeug auf dem Weg von Mailand nach Berlin kennen. Heute leben sie zusammen in Prenzlauer Berg.

Julian Weigl: Hemd und Shorts von Louis Vuitton
Siri Uote Mesmer: Bluse, Blazer und Samthose von Celine, Lederboots von Louis Vuitton

SISSI UND PATRICK

Sissi (28) und Patrick (26) sind nicht nur privat, sondern auch geschäftlich ein gutes Paar. Zusammen betreiben sie den Online-Vintage-Store „Outofuseberlin“. Kennengelernt haben sich die beiden auf Instagram.

Sissi Pohle: Top, Kleid und Strumpfhose von Prada
 Patrick Scherzer: Hemd, Kaschmir-Pullunder und Hose von Prada



BUYEGI UND NUNGUJA

Die Berliner Geschwister Buyegi (25) und Nunguja (22) sind in Kreuzberg geboren und aufgewachsen. Seit ihrer Kindheit sind sie ein eingespieltes Team – so sehr, dass sie mit vereinten Kräften auch mal ihre Nanny vergraulten.

Nunguja Kisalya: Kleid von William Fan
 Buyegi Kisalya: Vintage-Hemd von Helmut Lang

SARAH UND JONA

Wenn die Chemie stimmt, ist die Liebe eine Droge. Beim Modelpaar Sarah (26) und Jona (22) ist das so. Um das zu wissen, braucht die Mönchengladbacherin nicht mal ihren Master in Chemie.

Sarah Grützmacher: Lederhemd und Hose von Boss
Jona Oomen: Weste und Hose von William Fan, Rollkragenshirt von Boss



CECILIE UND RICHARD

Cecilie und Richard wohnen in Potsdam. Bevor die beiden an Heiligabend 2016 zusammenkamen, waren sie aber zuerst einmal beste Freunde.

Cecilie Wort: Body von Rudi Gernreich
Richard Füllbier: Model's own



JULIA UND CAROLINE

Seit drei Jahren sind Julia (35) und Caroline (27) ein Paar. Die Norddeutsche und die Österreicherin lernten sich 2017 in einer Kreuzberger Bar in Berlin kennen.

Julia Joppien (links): Hemd von René Storck
Caroline Schechtner (rechts): Vintage-Mantel von Helmut Lang



FRANCA UND WILLI

Eine junge Liebe: Franca (15) und Willi (16). Freie Tage verbringt das Schülerpaar gerne zusammen mit Freunden im Park der Cottbuser Universitätsbibliothek.

Franca Thiessat: Kleid von Desigual
Willi Hahm: Jacke von MCM



TARIK UND ARMIN

Tarik (18) und Armin (20) kommen beide aus Cottbus und kennen sich seit vergangener Winter. Der Schillerplatz direkt am eindrucksvollen Staatstheater ist ihr Geheimtipp für einen lauen Sommerabend in der Stadt.

Armin Kleemann (oben): Cardigan, Jacke und Hose von Frank Leder
Tarik Ben Khemaies (unten): Hemd und Hose von Dumitrascu



**CELINE
UND
SAVANNAH**

Echte Berliner Gören: Die Schwestern Celine (22) und Savannah (25). Celine arbeitet als Model, Savannah ist Kunsthistorikerin.

Celine Thümler (links): Kleid von Belize Savannah Jade Thümler (rechts): Kleid von Dumitrascu

**MIRJAM
UND
EYKE**

Mirjam (26) kam für ihr Studium nach Cortbus und ist geblieben – für ihren Job als Sozialarbeiterin mit Cottbuser Fußballfans. Und natürlich für Eyke (24).

Eyke Heinze: Rollkragenpullover, Sakko und Hose von Manheimer Mirjam Lüder: Minikleid und Lederstiefel von Gucci



Mehrfacher Gewinner des TIPA World Award 2013 | 2017 | 2020

„Das beste Fotolabor der Welt“

Ausgezeichnet von den Chefredakteuren 26 internationaler Fotografie-Magazine



Alle Rechte, Änderungen vorbehalten. WhiteWall Media GmbH | Europaallee 39, 30226 Frechen, Deutschland © Photo by Inung Choi

**Ihre schönsten Momente in
einzigartiger Galerie-Qualität.**

Hinter Acrylglas, gerahmt oder als großer Foto-Abzug. Made in Germany – von Menschen, die Fotografie lieben. Wir sind stolz auf mehr als 100 Testsiege und Empfehlungen! Einfach Foto hochladen und Ihr Wunschformat festlegen, sogar vom Smartphone.

WhiteWall.de

Stores in Berlin | Düsseldorf | Frankfurt | Hamburg | Köln | München | Stuttgart | Wien | Zürich





BETTY UND ERIC

Erst vor Kurzem sind Betty (19) und Eric (19) von Stuttgart nach Berlin gezogen. Kennengelernt haben sie sich aber schon im Alter von drei Jahren – in einer Krabbelgruppe ihrer Heimat.

Betty Schupp: Kleid von William Fan
Eric Wendler: Rollkragenpullover von Manheimer

Fotos: Gregor Hohenberg
Styling: Markus Ebner
Casting: Julie Sinios
Fotoassistentz: Anna Krüger
Stylingassistentz: Paula Görler, Carmen Maiwald, Sophia Schünemann, Evelyn Tye

Fotografiert am 18., 19. und 20. Juli 2020
in Cottbus und Berlin

JULIAN WEIGL (INSET MODEL MANAGEMENT) & SIRI LUOTE (TIGERIS MANAGEMENT), NUNGUJA KISLAYA & BUYEGI KISLAYA (NEST MODEL MANAGEMENT), SARAH GRÖTZMÄCHER (TOMORROW IS ANOTHER DAY), JULIA JÖPPEN & CAROLINE SCHECHTER (LET IT GO), CECILIE WORT (MIRRIS MODELS, CELINE THÜMLER MODELFABRIK, BETTY SCHUPP (MINT MANAGEMENT))



RUG STAR

by Jürgen Dahlmanns

Spot No. 02

CopperMauve
hand knotted Persian weave
35 % finest silk

Berlin

RUG STAR
Rosa-Luxemburg-Str. 27
10178 Berlin
+49 (0)30 30 87 54 47
sales@rugstar.com
www.rugstar.com

Augsburg

RUG STAR by Kröll & Nill
Zeuggasse 9
86150 Augsburg
+49 (0)821 455 06 30
teppiche@kroell-nill.de
www.rugstar-augsburg.de

Stuttgart

RUG STAR by Sorg Carpet
Am Schillerplatz 4
71522 Backnang
+49 (0)7191 911 2226
kontakt@sorgcarpet.de
www.rugstar-stuttgart.de

SAUGUT

Die Tage werden kürzer, die Witterung kühler – da steigt der Kalorienbedarf, besonders nach Aktivitäten in Wald, Flur und Garten. Gut, wenn dann ein paar Streifen chinesisch mariniertes Schweinebauch (Lap Yuk auf Kantonesisch) vorrätig sind. Sie erfordern zwar geduldige Vorbereitung – entschädigen dafür aber mit herrlichen Aromen.

Von Claus Eckert (Text und Fotos)

Die Marinade besteht aus einem Feuerwerk an kräftigen Zutaten, die zum Teil an Vorweihnachten erinnern, durch den zitronigen Szechuan-Pfeffer und den komplexen Reiswein (umami!), aber bald fernöstliche Gedanken wecken.

- 3 Scheiben Ingwer
- 4 Lorbeerblätter
- 2 Sternanis
- 2 Zimtstangen
- 1 TL Szechuan-Pfefferkörner
- 1 TL Salz
- 50 ml dunkle Sojasauce
- 75 ml helle Sojasauce
- 150 ml Shaoxing-Reiswein
- 150 g Zucker
- 3 TL Baijiu (chinesischer Schnaps, ersatzweise Whisky)

Flüssigkeiten und Gewürze in einem Topf bei mittlerer Hitze bis zum Simmern erhitzen und den Zucker darin auflösen. Es entsteht ein herrlicher Duft. Die Marinade erkalten lassen, erst dann den Schnaps hinzufügen.

Etwa eineinhalb Kilogramm Schweinebauch (Bio oder vom Metzger des Vertrauens) in 1,5 Zentimeter breite Streifen schneiden und mit der Marinade und den Gewürzstücken in einen auslaufsicheren Behälter schichten. Das Fleisch drei bis fünf Tage lang in den Kühlschrank geben und jeweils morgens und abends gut durchmischen. Nach der Einwirkzeit die Schweinebauchstreifen gut abtropfen lassen. An einem Ende mit einer dicken Nadel Küchengarn durchfädeln und das Fleisch an einem kühlen und gut durchlüfteten Ort zum Trocknen aufhängen. Eine Unterlage zum Schutz des Bodens nicht vergessen. Nach einer guten Woche ist das Fleisch getrocknet.

Den Reis zubereiten und die gewünschte Menge an getrockneten Fleischstreifen von Beginn an auf den Reis in das Kochwasser legen. Am einfachsten geht das in einem Reiskocher. Beim Reisdämpfen erhitzt sich auch das Lap Yuk, nebenbei schmilzt das aromatisierte Fett und durchdringt den Reis. Zum Verzehr das Fleisch hauchdünn aufschneiden, mit dem Reis vermischen und mit Frühlingszwiebeln garnieren. Die Scheiben eignen sich auch als Einlage in asiatischen Suppen. Die übrigen Streifen halten gut gelüftet einige Tage im Kühlschrank, einen Vorrat kann man einfrieren.



Jeder Wein erzählt eine Geschichte. Man muss nur gut zuhören.

Weine aus deutschen Regionen: Qualität, die man schmeckt.



Die 13 deutschen Weinregionen sind geschützte Ursprungsbezeichnungen.

Weine aus deutschen Anbaugebieten überzeugen nicht nur mit außergewöhnlichem Geschmack, sondern auch mit höchster Qualität. Das garantiert auch die Europäische Union, die alle 13 deutschen Weinregionen als geschützte Ursprungsbezeichnungen anerkannt hat. Weitere Informationen: www.weine-mit-herkunft.de

 **Willkommen
in besten Lagen.**
deutscheweine.de



Der Aufstieg zu Bhutans berühmtestem Kloster, dem Tigernest, ist schweißtreibend. Nach dem Abstieg bitte keine leeren Wasserflaschen in die Gegend schmeißen! Überall stehen große Sammelbehälter. Und je kleiner die Mahnung, desto wirkungsvoller.

Bhutans Wälder binden mehr Kohlendioxid, als seine 700.000 Einwohner ausatmen können. Damit das so bleibt, wird auch auf Dichterworte der britischen Romantik zurückgegriffen. Recycelbar ist solch ein Holzschild ohnehin.



Zeichen aus Bhutan

Bhutan, du hast es besser, denn du machst es besser! Du bist der einzige Staat der Erde, der das Glück seiner Einwohner zum Staatsziel erkoren hat. Buddhistisch bist du obendrein, seit vor rund 1500 Jahren die ersten Mönche aus Tibet in deine Täler eingewandert sind. Rauchen ist verboten, Kriege hast du kaum geführt. An Covid-19 ist bislang auch niemand gestorben. Es ist fast zu schön, um wahr zu sein.

Die Schönheit indes erschließt sich nur langsam. Zu kurvenreich sind all die Landstraßen und Pisten, die sich durch die fünf Haupttäler schlängeln. Die langsame Gangart bringt es mit sich, dass man in Bhutan unweigerlich zum Schilderleser wird. Überall im Land stehen Tafeln und Losungen, denen man nicht entgehen kann. Dabei setzt man auf Einsicht, nicht auf Verbote.

Internationale Verkehrszeichen gibt es kaum, es gibt nicht einmal Ampeln. In Thimphu stand mal eine. Doch die gefiel den Bhutanesen nicht, also wurde sie abmontiert: zu technisch, zu anonym, zu viel Neid womöglich provozierend auf jene, die Grün haben. Nun regeln wieder freundliche Polizisten mit weißen Handschuhen den Verkehr und tragen so das ihre dazu bei, dass das berühmte Bruttonationalglück des Landes erhalten bleibt. *Christoph Moeskes*



Piktogramme sind in Bhutan landestypisch interpretiert. Männer tragen in der Öffentlichkeit den Gho, ein robenartiges Gewand, das um den Körper gewickelt wird. Frauen tragen eine bodenlange Kira. Und auch Rollstuhlfahrer sollen wissen, wo sich die nächste Toilette befindet.



Zugegeben, ganz gendergerecht ist dieses Toilettenschildchen nicht. Dafür ist es originell – wie auch die Penis-Souvenirs, die Touristen in manchen Dörfern kaufen können. Schmutzdelig? Aber nein! Der Phallus steht in Bhutan für Fruchtbarkeit.

Im Kunsthandwerksinstitut in der Hauptstadt Thimphu lernen junge Leute die 13 traditionellen Handwerke des Landes. Das erfordert Disziplin, wird aber mit Selbstvertrauen belohnt. Davon profitierten letztlich auch „Tsa-Wa-Sum“ – König, Land und Volk.



Betelnüsse, Marihuana, Pillen aus Thailand: Bhutan ist nicht das Frankfurter Bahnhofsviertel, Rauschgifte werden dennoch konsumiert. Das schwächt die Sicherheit und den Gemeinssinn – und kann deshalb nicht toleriert werden.



Die Technik muss es richten

Kann man in Zeiten des Klimawandels noch mit einem normalen Auto fahren? FDP-Chef Christian Lindner spricht darüber, wie man die Technik lieben kann – und die Umwelt trotzdem nicht vernachlässigen muss.

Von Patrick Broich
Foto Andreas Pein



Dieses Mal haben wir die Rollen getauscht: Ich bin mit dem Porsche angereist, während der FDP-Vorsitzende Christian Lindner emissionsfrei mit einem Mercedes-Brennstoffzellen-Fahrzeug an eine von immerhin fünf Berliner Wasserstoff-Tankstellen rollt. In Deutschland kann man inzwischen an fast 100 Stationen Wasserstoff in sein Auto pressen. Natürlich hatte auch ich dank Plug-in-Hybrid die Möglichkeit, lokal emissionsfrei von der Stelle zu kommen, aber das nur nebenbei.

Da sind wir gleich beim ersten Punkt: Erfüllen Autos mit elektrischem Antrieb nur eine Alibi-Umweltfunktion? Oder helfen sie wirklich dabei, den Kohlendioxid-Ausstoß nachhaltig zu verringern? Denn das ist unerlässlich, um die globale Erwärmung zu stoppen.

Christian Lindner redet nicht gleich über Mobilität, Technik und Verkehrspolitik. Erst einmal befüllt er sein Brennstoffzellen-Auto und freut sich darüber, dass dessen Tank innerhalb von kaum mehr als drei Minuten wieder Hunderte Kilometer Reichweite hergibt. Wir machen eine kurze Probefahrt. Und siehe da, das kompakte SUV mutet konventionell an, fährt wie ein schon fast übliches Elektroauto – mit dem Unterschied, dass unter dem Blech neben einem Lithium-Ionen-Akku noch wesentlich mehr komplexe Technik steckt. Beim F-CELL-Auto kommt, vereinfacht ausgedrückt, ein Elektromotor für den Vortrieb zum Einsatz, und

die Brennstoffzelle produziert quasi in Echtzeit den Strom für die E-Maschine.

Wir schauen uns ein wenig um in den Hallen der Berliner Classic Remise. Wie sieht eine umweltgerechte Haltung zum Auto aus? Hier im alten Straßenbahndepot an der Wiebestraße steht alles voller betagter Fahrzeuge. Wer sich einen solchen Oldtimer kauft, erwirbt nicht gleichzeitig auch den sogenannten CO₂-Rucksack – so nennt man die zusätzliche Menge an umweltschädlichem Kohlenstoffdioxid, die entstand, weil man die energieintensive Produktion eines individuell konfigurierten Autos beauftragte, wohlgernekt: zusätzlich zu den künftigen Emissionen seines fahrbaren Untersatzes.

„Der Verbraucher soll entscheiden“

Nicht ganz vergessen sollte man, dass mit der Umstellung der Automobiflotte auf elektrische Antriebe eine kaufkräftige Klientel dazu animiert wird, das Auto früher zu wechseln, als der Neukauf womöglich ohne den Trend zum E-Auto erfolgt wäre. Außerdem führen die Grenzwertgesetzgebung der Europäischen Union sowie die deutsche Steuergesetzgebung dazu, dass die Autohersteller leistungsstarke und schwere Plug-in-Hybride auf den Markt bringen, die man zwar theoretisch mit „grünem“ Strom laden kann, was aber in Wirklichkeit häufig nicht

getan wird. Die Folge sind hohe Realverbräuche und mehr CO₂-Ausstoß als nötig.

Sei's drum, Christian Lindner geht es um Optionen. Der Verbraucher möge selbst entscheiden, welche Art der Mobilität am besten zu ihm passe. Das kann durchaus ein Kollektivsystem sein. Gerade in urbanen Räumen können öffentliche Verkehrsmittel Sinn haben, weil der Parkraum ohnehin knapp ist. Eine interessante Mischform sind Carsharing-Angebote. So können Kunden individuelle Mobilität nutzen, ohne Autoeigentümer zu werden. Auch der FDP-Chef nutzt das hin und wieder.

Auf dem Land ist das alles schwieriger, denn dort ist die Besiedlung dünner, und die Wege sind weiter. Das Auto doch bitte abzuschaffen – das ist eine ferne Wunschvorstellung. Lindner kennt beide Seiten: das dicht bewohnte urbane Umfeld von Köln, Düsseldorf oder Berlin und das strukturschwache Land. Die Zahl der potentiellen Fahrgäste ist begrenzt, die Taktfrequenz der Busse ist niedrig. Wäre sie höher, würde das zwar eine bessere Anbindung für die wenigen Kunden bedeuten, aber auch eine schlechte ökologische Bilanz. 20-Tonnen-Busse, die fast leer fahren, das sagt auch Lindner, sind keine kluge Lösung im Nahverkehr.

Wer im Westen sozialisiert ist, schätzt individuelle Mobilität, weil das Auto Freiheit gibt und Privatsphäre ermöglicht. Lindner sagt, für ihn sei das Auto eine Art

rollendes Zuhause. Der Philosoph Peter Sloterdijk nannte es einmal einen „Sozialiterus“. Lindner sieht den Kampf gegen das Auto als versteckte Agenda gegen individuelle Mobilität. Man könne doch auch sagen, dass man schrittweise den fossilen Kraftstoff überwinden wolle, statt immer nur pauschal gegen das Auto zu sein, sagt er. Ein Verbrennungsmotor könnte schließlich auch CO₂-neutral betrieben werden mit Designer-Kraftstoffen, womit man in der schon bestehenden Flotte viele Emissionen vermeiden könne.

„Der Diesel wird noch lange gebraucht“

Warum werden auf europäischer Ebene CO₂-neutrale Synthetik-Kraftstoffe nicht berücksichtigt? Wer als Autohersteller schließlich das vorgegebene CO₂-Ziel reißt, wird mit deftigen Strafzahlungen belegt. Elektroautos bekommen Credits, also eine doppelte Anrechnung auf die CO₂-Bilanz, und generell werden rein elektrisch fahrende Vehikel mit null Gramm CO₂ ausgewiesen, obwohl gar nicht definiert ist, woher der Strom kommen darf. Allerdings ist die Kohleverstromung in den nächsten Jahren noch ein großes Thema in Deutschland und auch Europa. Es sei ein Dilemma, dass Deutschland dieser Regelung zugestimmt habe, sagt Lindner. Immerhin gebe es 2021 die Möglichkeit, diese Richtlinie einem Fitness-test zu unterziehen, was dringend geboten sei.

Kann man mit rationalen Argumenten noch durchdringen? So hat sich herausgestellt, dass Stickstoffoxid- und Feinstaub-Grenzwerte in den meisten deutschen Städten – wenn überhaupt – nur knapp verfehlt wurden und durch moderate Maßnahmen inzwischen eingehalten werden. Zumindest sind Fahrverbote fast überall vom Tisch. Moderne Diesel erfüllen strenge Abgas-Grenzwerte mit teils doppelter Harnstoff-Abgasnachbehandlung, um die Stickoxide drastisch zu reduzieren.

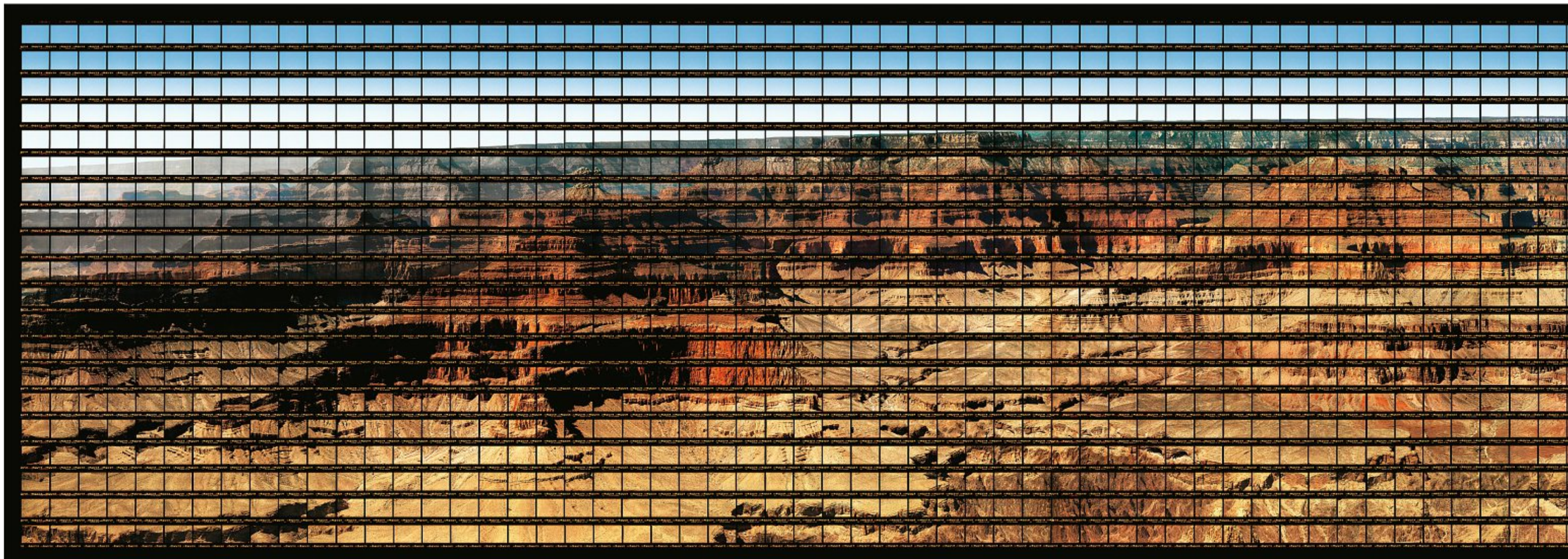
Lindner weist darauf hin, dass der Diesel noch viele Jahre gebraucht werde. Denn er hilft nicht nur dabei, Arbeitsplätze zu erhalten, sondern sorgt dank seiner effizienten Arbeitsweise auch für eine dringend nötige Reduktion des Flottenverbrauchs. Und der wiederum schützt die Umwelt und bewahrt die Automobilkonzerne vor kostspieligen Strafzahlungen und einem damit zusammenhängenden Imageverlust.

Ein allgemeines Tempolimit lehnt Lindner selbstredend ab. Weder aus der Statistik der Todesopfer im Straßenverkehr noch aus der prognostizierten CO₂-Reduktion lasse sich akuter Handlungsbedarf ableiten. Vielmehr sieht er in der Tempolimit-Forderung eine ideologisch begründete Motivation. Der Oldtimer-Freund und gelegentliche Nutzer alter Autos fährt mit einem guten CO₂-Gewissen: Alte Fahrzeuge wurden ja schon produziert.

Dienstlich kommt der Brennstoffzellen-Mercedes fleißig zum Einsatz, jedenfalls in der Stadt. Das Tankstellennetz für Wasserstoff lässt noch zu wünschen übrig. Für lange Dienstreisen greift der Politiker auf den Verbrenner zurück, denn mit keiner anderen Fahrzeugart lässt sich derzeit so flexibel reisen – angesichts von fast 15.000 Tankstellen in Deutschland.

Christian Lindner orientiert sich am Marktangebot. Er hätte überhaupt kein Problem damit, ein batterieelektrisches Auto zu fahren, wenn es Praxiseigenschaften aufwiese, die mit heutigen Verbrennern vergleichbar wären. Noch hält er die Ladezeit für zu lange. Nicht zu vergessen der Ökologie-Faktor, der ja nur in der gesamt-bilanziellen Betrachtung bestimmt werden kann und beim Elektroauto umstritten ist: Woher kommt die Batterie? Wie wird sie gefertigt? Welche umweltschädlichen Rohstoffe kommen in welchem Umfang zum Einsatz? Und wie sieht es mit der Entsorgung aus?

Das alles müsste überprüft werden, bevor man sich auf eine Technologie festlegt. Für die FDP kommt es darauf an, dass am Ende tatsächlich eine CO₂-Reduktion steht. Dabei hofft die Partei darauf, dass das Thema technisch gelöst werden kann und nicht durch Verzicht gelöst werden muss. Nach dem Gespräch fährt der FDP-Chef mit einer konventionell angetriebenen Limousine Richtung Dresden. Er sitzt hinten, die Arbeit wartet. ◀



Keine zentrale Perspektive, sondern 2160 Blickwinkel: Grand Canyon

Ein Bild, das uns zum Wanken bringt

Thomas Kellner hat den Grand Canyon so genau gesehen wie vielleicht kein Mensch vor ihm. Der Fotograf nimmt die Schlucht auseinander und komponiert sie mit seinem extremen Querformat neu.

Fotos Thomas Kellner, Text Freddy Langer

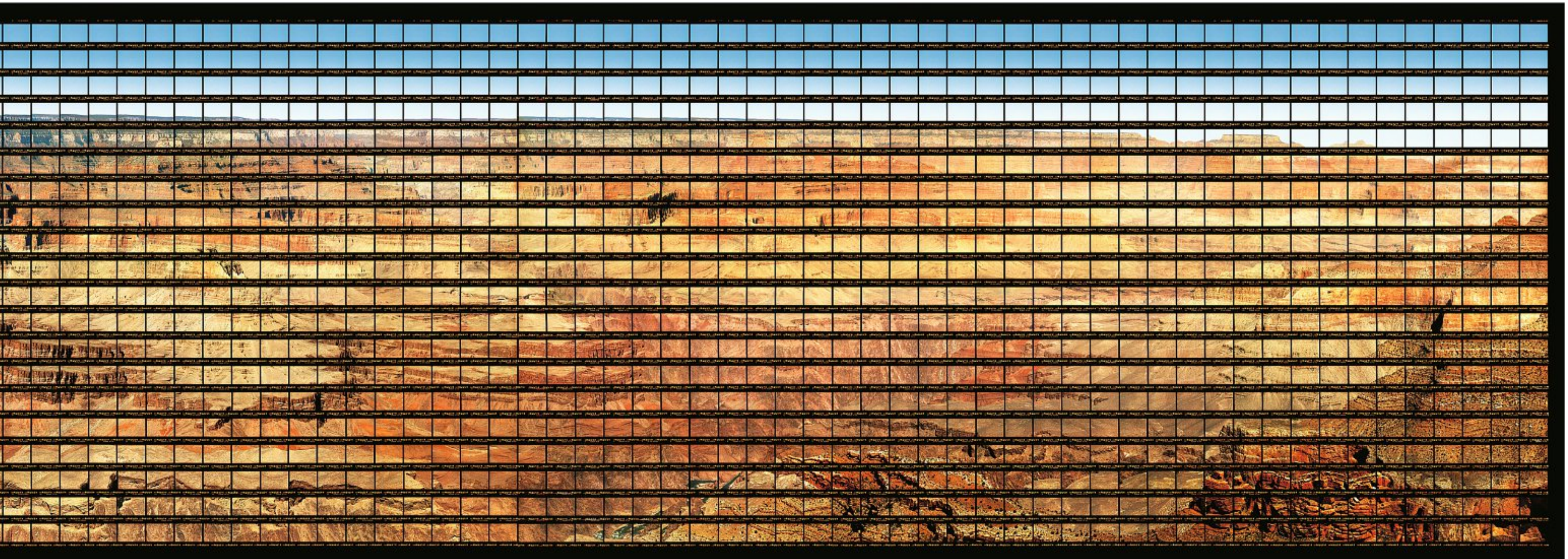
Die Armen. Da standen sie vor einer Schlucht, die großartig ist, gewaltig, umwerfend. Aber ihnen war dieser tiefe Riss quer durch die Landschaft einfach nur im Weg, als sie 1540 als erste Weiße vor den Abgründen des Grand Canyon standen. Nichts lag den spanischen Eroberern ferner, als sich der Natur hinzugeben. Sie brauchten Wasser. Aber der Fluss, der in anderthalb Kilometern Tiefe vorbeirauschte, ein Rinnsal bloß, wie man von oben meinen musste, war nicht zu erreichen. Drei Tage lang suchte Don García López de Cárdenas mit seinen Soldaten nach einer Möglichkeit zum Abstieg. Vergebens. Enttäuscht kehrten sie um. Kurz vor dem Verdursten. Mit einer solchen Landschaft wussten die Spanier nichts anzufangen.

Der schwindelerregende Anblick der jäh abgründigen und Steilhänge, der abgeflachten Kegel und spitzen Säulen überforderte so manche Besucher – auch die Künstler. Denn die so grandiose wie erschreckende Landschaft zwingt dem Betrachter eine neue Perspektive auf, nämlich nach unten. Die ersten Fotografen, die nach Ende des amerikanischen Bürgerkriegs die frühen Expeditionen begleiteten, waren damit überfordert, das extreme Licht zwischen gleißender Helle und tiefdunklen Schatten auf ihren Glasplatten auszugleichen. Sie wussten nicht, wo überhaupt sie die Kamera postieren sollten. Nur am

Grund der Schlucht konnten sie den Konventionen der Landschaftsfotografie folgen, denn von dort sah der Grand Canyon kaum anders aus als jede Klamm eines engen Flusstals. Nur eben gewaltiger.

Thomas Moran gehörte Anfang der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts zu den ersten, die den Eindruck unmittelbarer Ergriffenheit auf die Leinwand übertrugen. Sein Bild von 1873 zeigt das Auf und Ab des roten Steins als eine Fieberkurve der Gefühle, über der sich aus finsternem Himmel ein Regenschirm entlädt. Doch obwohl das Bild „Der Abgrund des Grand Canyon“ heißt, gelingt auch ihm der Blick nach unten nicht, vielmehr wirkt das Gewitter aus Stein wie gestaffelte Bergketten – und noch steht der Betrachter auf festen Füßen und mit sicherem Abstand vor dem Rand einer Klippe. Erst weit entfernt ist als zarter silberner Streifen ein winziges Stück des Flusses zu sehen. „Es ist fürchterlich“, kommentierte dennoch das Magazin „Scribner's Monthly“ das Bild. „Der Betrachter sehnt sich nach Erholung, Ruhe und Trost.“ Was die amerikanische Regierung nicht davon abhielt, das Gemälde für 10.000 Dollar zu erwerben, um es im Capitol aufzuhängen: als Symbol der Einzigartigkeit und Unverdorbenheit der amerikanischen Urnatur.

Eine künstlerische Auseinandersetzung mit dem Problem der Perspektive, dem Phänomen von Tiefe und Weite zugleich, ließ indes auf sich warten – bis David Hockney 1982 vom Powell Point aus die Schlucht in 60 Einzelaufnahmen zerlegte. Mit dem Fotoapparat tastete er den Grand Canyon ab und fügte die Abzüge



zunächst zu einem kleinen Tableau zusammen, später zu einer Collage von mehr als zwölf Metern Breite. 1998 übertrug er die Aufnahmen in ein riesiges Gemälde: „A Bigger Grand Canyon“, zusammengesetzt aus 60 Leinwänden, jede ihr eigenes Bild, jede mit ihrer eigenen Perspektive. So wandert der Blick von links nach rechts und springt nach oben und unten, ohne dass das Auge je Halt finden würde. Hockney, der die optischen Erkenntnisse der Renaissance und ihren Einfluss auf die europäische Kunst gern als die Diktatur der Zentralperspektive bezeichnet, hatte eine Möglichkeit gefunden, jedem Punkt der Schlucht die gleiche Bedeutung zu geben.

Und nun Thomas Kellner. Sein Panorama lehrt uns, wie wenig von diesem Stück erhabener Natur mit nur einem Augenblick zu erfassen ist. Auch bei Kellner gibt es keine zentrale Perspektive mehr, vielmehr 2160 verschiedene Perspektiven. Das nimmt dem Betrachter den Halt. Dass Thomas Kellner die Welt zum Schwanken bringt, kennt man von seinen Architekturaufnahmen. Da meint man durch sein Zerlegen der Gebäude in einzelne Bildsplitter und durch mehrfaches Kippen der Kamera begannen die berühmtesten Sehenswürdigkeiten der Welt – vom Eiffelturm bis zur Brooklyn Bridge – zu wackeln, zu schaukeln, sogar zu tanzen. Die Architektur gerät aus den Fugen. Und je hemmungsloser Kellner dafür die Gebäude zerlegte, desto kühner wurden die Begriffe, die man für seine Bilder fand: von kubischer Orchestrierung über radikalen Konstruktivismus, Dekonstruktivismus und Rekonstruktivismus bis zu, von der Fotohistorikerin Irina

Chmyreva geprägt, analytischem Synthetismus. Aber vor dem Grand Canyon zeigte er Demut. Dort machte er sich ganz zum Diener der Landschaft und bildet sie ab ohne jeden spielerischen Eingriff. Ganz konzentriert. Ganz ernst. Und uns bleibt nichts, als die einzelnen Bildteilchen zu betrachten, wie in stiller Andacht, bis nun wir zu schwanken beginnen. Das Großformat ermöglicht ein Eintauchen in das Bild. Und es lässt uns das Gefühl des Kleinseins auskosten, der eigenen Bedeutungslosigkeit angesichts des unermesslichen Landschaftsraums. Wie die Spanier vor fast 500 Jahren, so stehen nun wir der Schlucht fassungslos gegenüber. Doch wir haben gelernt, dieses Gefühl mit Wonne auszukosten. ◀

Ausstellung: „Thomas Kellner – The Big Picture“.
Kulturbahnhof Kreuztal. Bis zum 11. Dezember 2020.

So sieht er den Grand Canyon

Im Sommer 2014 stellte Thomas Kellner seinen Fotoapparat am Aussichtspunkt Lipan Point auf, um den Grand Canyon mit dem Teleobjektiv Stück für Stück abzutasten. 60 Kleinbildfilme belichtete er im Lauf von fünf Stunden, 2160 Aufnahmen entstanden dabei. Jeder Klick der Kamera wurde zu einem Mosaiksteinchen, jedes Mosaiksteinchen in einem 24 mal 36 Millimeter messenden Rahmen gebannt und jeder einzelne Ausschnitt passgenau so herangezogen, dass sich die Filmstreifen zum mehr als vier Meter langen Tableau zusammenfügen lassen. Genauer hat womöglich noch nie ein Mensch den Grand Canyon betrachtet.



Zerlegen, kippen, zusammensetzen: Tower Bridge (1999)



Sehenswürdigkeiten beginnen zu tanzen: Brooklyn Bridge (2003)

Wichtigster Unterstützer: der junge Aksel Lund Svindal mit seinem Vater



Die Anfänge

Aksel Lund Svindal war drei Monate alt, als er zum ersten Mal in der Hütte seiner Großeltern im Skiort Geilo im Süden Norwegens war. Die Großeltern waren gute Skifahrer, ein Onkel von ihm schaffte es gar zu den Olympischen Winterspielen 1972 in Sapporo, eine Tante und Svindals Mutter fuhren für das norwegische Europacup-Team. Und auch sein Vater war Skitrainer und Skilehrer. „Mein Leben“, so beschreibt Svindal das, „begann an einem Skihang.“

Skifahren war Familiensache, mal in großer Runde, mal nur „Vater, Mutter, Bruder und ich“. An der großen Bedeutung der Familie hat sich für Svindal durch all die späteren Siege und Titel, die er errang, nie etwas geändert. „Es war die Familie, die es mir möglich machte, ins Nationalteam zu kommen.“ Und es war die Familie, die ihn, wenn es im Sport drunter und drüber ging, auf dem Boden hielt. „Jeder braucht eine gewisse Balance im Leben. Die Familie ist da eine sehr gesunde Sache.“

Die Beziehung war auch deshalb so eng, weil sie zusammen mit einem entsetzlichen Verlust fertigwerden mussten. Im Oktober 1991 starb Svindals Mutter bei der Geburt ihres dritten Kindes. Der Junge starb wenig später. Aksel Lund Svindal war damals acht Jahre alt. Statt zu fünf waren sie in der Familie plötzlich nur noch zu dritt. „Mein Vater musste sich auf

einmal um meinen Bruder, um mich und um sein Geschäft kümmern.“ Er schaffte es, allen Anforderungen gerecht zu werden. „Mein Vater war damals meine größte Hilfe“, sagt Svindal. Später folgte dann ein weiterer Schlag: Sein Bruder Simen, den es auch in den Skirennsport zog, stürzte im Training so schwer, dass er die erhoffte Laufbahn als Skiprofi aufgeben musste.

Svindal selbst war mit 15 auf das Skigymnasium in Oppdal gewechselt. Natürlich habe es als Jugendlicher Träume gegeben vom Leben als Ski-Profi, „aber die spielten sich eher im Hinterkopf ab. Ich habe nie viel über Olympische Spiele oder Weltmeisterschaften nachgedacht, bis ich tatsächlich dort war“, sagt er. „Für mich war die Freude am Wettkampf mit den Menschen um mich herum wichtig, nicht das, was vielleicht in zehn Jahren mal sein könnte.“

Trotzdem kam seine Karriere immer schneller in Fahrt. 2001 startete er erstmals im Ski-Weltcup, 2002 wurde er Junioren-Weltmeister, 2005 gewann er die WM-Silbermedaille bei den Großen. Und im selben Jahr gelang ihm der erste Sieg in einem Weltcuprennen, im November in Beaver Creek im amerikanischen Bundesstaat Colorado. Svindal war in der Weltspitze angekommen. Im Zielraum von Beaver Creek lief er damals mit hochgerecktem Handy umher, auf der Suche nach Empfang. Er wollte erst mal seinen Vater anrufen.



In Fahrt: Die Olympischen Winterspiele 2018 in Pyeongchang waren für Aksel Lund Svindal die vierten und letzten.

Die Spiele

„Olympische Spiele“, sagt Svindal, „sind eine echte mentale Herausforderung.“ Die Möglichkeit, Olympiasieger zu werden, kommt nur alle vier Jahre, und gerade im alpinen Skisport können Verletzungen oder Formschwankungen schnell alle Chancen zunichtemachen.

So bleiben den meisten Athleten ein, zwei, vielleicht drei aussichtsreiche Anläufe, um eine Medaille zu gewinnen. Zudem ist der Medienwirbel nirgendwo so groß wie bei Olympia. „Ein amerikanischer Fahrer erzählte mir einmal, in den Vereinigten Staaten glaubten viele Fans, dass Skiwettbewerbe nur alle vier Jahre stattfänden, weil sie nur dann im Fernsehen zu sehen sind“, sagt Svindal.

Seine ersten Spiele 2006 in Turin gingen gleich mal daneben. „Ich hatte nicht erwartet, so nervös zu sein.“ Vier Jahre später, bei den Spielen in Vancouver (Kanada), war er auf das Spektakel vorbereitet. Er verengte den Blick nicht nur auf seine Rennen, sondern zog Energie aus dem olympischen Grundgedanken, dem Zusammentreffen von Sportlern aus aller Welt. „Ich wollte diesen olympischen Geist erleben, offen sein für diese Erfahrung, an die ich mich mein Leben lang erinnern würde – und das unabhängig davon, ob ich Gold gewinnen würde oder nicht.“ Tatsächlich gewann er Gold, im Super-G. Und dazu Silber in der Abfahrt und Bronze im Riesenslalom.

2014 in Sotschi machte Svindal eine der psychologisch schwierigsten Situationen seiner Karriere durch. Er reiste als Favorit an, die Erwartungen waren hoch – und die Ergebnisse ernüchternd. Mit jedem Tag wurde das Gefühl schlechter. „Du bist fokussiert, konzentriert, versuchst positiv zu bleiben, aber nichts hat funktioniert“, sagt er. „Es war eine harte Erfahrung.“ So blieb ihm nur noch eine Chance auf das erste olympische Abfahrts-Gold für Norwegen: 2018 in Pyeongchang (Südkorea).

Die Vorbereitung war schwierig. „Ich hatte drei Jahre lang schwere Verletzungen. Wäre Olympia in irgendeinem der anderen Jahre gewesen, 2015, 2016 oder 2017, hätte ich nicht fahren können.“ Svindal kannte die Strecke noch nicht, bei der Probe im Jahr zuvor hatte er gefehlt. Am Renntag ging er noch einmal an die Grenze, fuhr offensiv, mit hohem Risiko. Im Ziel lag er in Führung. Gefährlich wurde ihm nur noch sein Teamkollege Kjetil Jansrud, der am Ende Zweiter wurde. „Ich erinnere mich, wie wir uns anschauten und dachten: Das ist zu schön, um wahr zu sein.“ Es war ein sportlicher und ein emotionaler Höhepunkt seiner Karriere. „Bei den ersten Siegen glaubst du: Ich bin jung, das wird jetzt für immer so weitergehen. Wenn du älter wirst, merkst du: Irgendwann kommen die Dinge an ihr Ende. Und dann genießt du sie ein bisschen mehr.“



Schwer verletzt: Svindal wird nach dem Sturz im Abfahrts-Training in Beaver Creek ins Tal gebracht.

Der Sturz

Es war der 27. November 2007, und alles lief perfekt für Aksel Lund Svindal. Im Februar war er zweimal Weltmeister geworden, wenig später gewann er den Gesamtweltcup. Das bedeutete: Er war der beste Skirennfahrer der Welt. Mit 24 Jahren. In der neuen Saison hatte er schon wieder zwei Siege hinter sich, bevor es zur Abfahrt nach Beaver Creek ging. Im ersten Training fuhr Svindal wie auf Schienen, er kam mit viel Tempo an den „Golden Eagle“-Sprung, der normalerweise 50 bis 60 Meter weit geht. In der letzten Kurve vor dem Sprung geriet er leicht in Rücklage, kam beim Absprung aus dem Gleichgewicht, die Ski stiegen höher und höher, der Körper fiel nach hinten. Svindal ruderte in der Luft mit den Armen, verzweifelt, vergeblich. „Das Einzige, was ich sah, waren Wolken und Himmel, nicht der Hang, nicht die Baumspitzen, nicht das orangefarbene Sicherheitsnetz, nichts“, erinnert er sich. Svindal war mit Tempo 110 unterwegs, er flog etwa 50 Meter weit. Dann schlug er auf der Piste ein.

Er erlitt mehrere Knochenbrüche im Gesicht, die messerscharfe Stahlkante der Ski schnitt ihm tief in Schenkel und Gesäß. Der Ski traf den Schenkel in Längsrichtung, hätte er ihn quer getroffen, hätte er eine Hauptschlagader durchtrennen können. „Ich hätte an jenem Dienstag in Beaver Creek sterben können“, sagt er. Svindal verlor viel Blut, die Ärzte befürchteten schwere innere Verletzungen, er bekam

vorübergehend einen künstlichen Darmausgang und verlor 18 Kilogramm Gewicht. Nach langer Pause kämpfte er sich zurück. Radfahren, Kraftübungen, Skitraining, Schritt für Schritt, Sprung für Sprung. Bis er Anfang Dezember 2008 wieder am Start der Abfahrt von Beaver Creek stand. Und das Rennen gewann.

Der Sturz, sagt Svindal, habe ihn verändert. Als Sportler und als Mensch. „Es war mental sehr hart zurückzukommen und das gleiche Rennen ein Jahr später zu gewinnen. Es hat mich gelehrt, Angst nicht zu verbergen, sondern, wenn du Angst spürst, eine Lösung dafür zu finden und an dieser Lösung zu arbeiten. Wenn du die Angst nur verbirgst, hilft dir das nicht weiter.“ Der richtige Umgang mit der Angst kann für Abfahrer, die sich mit Tempo 150 betonharte Eispisten hinabstürzen, über Sieg oder Niederlage entscheiden.

Es habe für ihn eine Epoche vor und eine nach dem Sturz gegeben, sagt er. Davor, bei der WM 2007, stand er im Riesenslalom neben dem Schweizer Didier Cuche im Ziel, zusammen verfolgten sie den letzten Fahrer. Svindal führte, Cuche war Zweiter, beide hatten eine Medaille sicher. Svindal wunderte sich, dass Cuche Tränen in den Augen hatte, „er war viel emotionaler als ich, obwohl ich führte. Aber er hatte damals schon viel mehr durchgemacht als ich“. Nach Beaver Creek wusste Svindal genau, wie sich Cuche damals im Ziel gefühlt hatte.

AUF DER FAHRT SEINES LEBENS

Der Norweger Aksel Lund Svindal war Olympiasieger und Weltmeister. Er hat Faszination und Schrecken des alpinen Skirennsports erlebt. Jetzt hinterlässt er andere Spuren.

Von Bernd Steinle

Die Freiheit

Keine Tore, keine Gegner, keine Zeitnahme, keine Medaillen: Zwei Wochen im Jahr, nach Saisonende, wenn Trainingslager, Weltcup und Titelkämpfe vorüber wären, machte sich Svindal gerne auf in eine andere Welt – zum Big-Mountain-Skiing. Er drehte Videos für Freeride-Filme, in denen der Spezialist für Hochgeschwindigkeitsstrecken zeigt, dass er nicht nur auf präparierten Eispisten zu Hause ist, sondern auch in steilen Tiefschneeflanken – wie im Film „Being there“ auf den Lofoten: ein winziger Punkt, erkennbar nur an seiner Skispur, am weiten Bogen des gefahrenen Schwungs.

Für kurze Zeit brach Svindal dabei aus der reglementierten Welt des Wettkampfsports aus. Die Ausflüge ins extreme Gelände ermöglichten ihm, eine Seite des Skisports zu erleben, die ihm ebenfalls wichtig war, die im Weltcup-Alltag aber oft zu kurz kam. „Wir sind mit dem Weltcup an einigen der schönsten Orte der Welt“, sagt er. „Aber das ist immer mit

Menschen und Infrastruktur verbunden. Wenn du allein auf den Bergen bist, hast du Zeit und Ruhe, um die Natur wirklich zu genießen.“

Tatsächlich sind die Bilder überwältigend: monumentale Hänge, steile Abbrüche, Wolken aus Pulverschnee, die in der Sonne funkeln. Dennoch hatten die Freeski-Trips mit Genuss-Skifahren wenig zu tun. Im Grunde, stellte Svindal fest, unterschied sich das Filmen gar nicht so sehr vom Rennsport. Beide Unternehmungen bewegten sich an der Grenze des Möglichen, beide waren mit Nervenzitgel verbunden, beide erforderten minutiöse Vorbereitung. „Wenn du eine gute Line fahren willst für einen Film, hast du immer nur einen Versuch – du willst ja die erste Spur in den Hang legen.“ Die Big-Mountain-Profis, mit denen er unterwegs war, waren von seinen Darbietungen beeindruckt. Die Idee, im Gegenzug eine Weltcup-Abfahrt zu bestreiten, erschien ihnen aber wenig verlockend.



Nur an der Spur zu erkennen: Svindal als winziger Punkt beim Freeskiing auf den Lofoten in Norwegen



Im Glück: Svindal mit Kjetil Jansrud bei der Siegerehrung nach seinem letzten Rennen bei der Weltmeisterschaft 2019

Das Ende

Svindal legte als Skirennfahrer immer Wert darauf, gut vorbereitet in ein Rennen zu gehen. Es gab ihm Sicherheit, Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten. Es war also kein Wunder, dass er auch auf die Zeit nach der Skikarriere vorbereitet war. Auch wenn das eine Nebenwirkung der Verletzungen war, die sich zuletzt häuften. Im Dezember 2014 schon, lahmgelagt durch einen Achillessehnenriss, schaute er sich wochenlang im Silicon Valley um, traf Firmengründer, Facebook- und Google-Mitarbeiter, las sich ein in Wirtschaft und Makroökonomie.

Heute ist er an Technologie-Unternehmen beteiligt oder sitzt im Vorstand, unterstützt Start-ups, hilft Firmen aufzubauen, die auf interessanten Geschäftsideen beruhen. Er hat eine Skikleidungslinie entworfen, eine Autobiographie geschrieben („Größer als ich“, Piper-Verlag), ein Film ist in Arbeit. Gemein haben all diese Aktivitäten eines: Sie sind für ihn eine Art Weiterbildung. „Durch die Jahre im Skisport habe ich nicht viel Erfahrung im Wirtschaftsleben“, sagt Svindal. „Also versuche ich, Projekte mit schlaun Leuten zu entwickeln,

damit ich etwas lernen kann.“ So kühl durchdacht dieser Übergang ins Berufsleben klingen mag – das Karriereende fiel ihm unglaublich schwer. „Es war sehr emotional für mich, es gab so viele Leute, mit denen ich jahrelang gute Beziehungen aufgebaut hatte. Freunden und Teamkollegen in die Augen zu sehen und zu sagen, nächste Woche ist mein letztes Rennen, war extrem schwierig.“ Svindal war beliebt, seine offene, faire, freundliche Art verschaffte ihm viel Ansehen und Respekt. Er ist ein Modellathlet, in vielerlei Hinsicht. „Ich glaube, es gibt kein größeres Vorbild als Svindal“, so der deutsche Abfahrer Thomas Dreßen. „Es ist unglaublich, was er in seiner Karriere erreicht hat, aber auch, welch bodenständiger Typ er ist.“

Das letzte Rennen fuhr er am 9. Februar 2019. WM-Abfahrt in Åre (Schweden). Svindal wurde Zweiter, verpasste Gold um zwei Hundertstelskunden, geschlagen nur von Kjetil Jansrud. „Ich bin sehr glücklich über die Art, wie es damals zu Ende gegangen ist“, sagt er heute. Gut 30 Jahre, nachdem alles in einer Skihütte in Südnorwegen begonnen hatte.

Die Cais Palafítico da Carrasqueira sind ein einzigartiges Konstrukt. Durch ein Labyrinth aus Stegen, die in den Ebbe und Flut ausgesetzten Rio Sado hinaus führen, gelangen die Fischer zu ihren Booten.

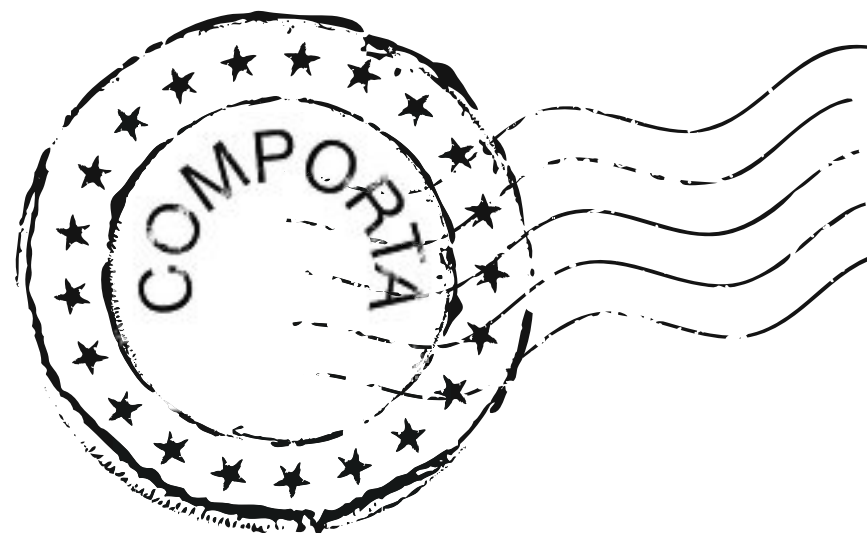


Salátia war ein römischer Handelsplatz für Fisch und Meeresfrüchte. In einer Anlage in der Nähe wurde der Fang damals mit Salz für den Transport ins Römische Reich haltbar gemacht. Heute heißt der Ort Alcácer do Sal.



Entschleunigung am Dorfplatz: Was man in Portugal und von Portugiesen wunderbar lernen kann: geduldig sein, gelassen bleiben, warten können.

Grüße aus



Überlaufene Strände? Die sind an der portugiesischen Atlantikküste kein Problem.

Von Jörg Hahn

Das Naturschutzgebiet Sado-Mündung, Reserva Natural do Estuário do Sado, ist geprägt von Sumpfbereichen, Sandbänken – und Reisfeldern. Arroz de Marisco steht deshalb fast auf jeder Speisekarte.



Dieses Ein-Euro-Angebot sollte man auf keinen Fall links liegen lassen: Anders als eineinhalb Stunden weiter nördlich in Lissabon handelt es sich hier nicht um Plastik-Kram Made in China.



Neben Luxusresorts und Designvillen rund um Comporta gibt es auch Orte, die seit Jahrzehnten alle Moden und Hypes an sich vorüberziehen ließen – wie den Clube Recreativo da Herdade.



Lage, Lage, Lage: Die Strände auf der Halbinsel Troia südlich von Setúbal gehören zu den schönsten in Portugal. Den Blick von einer der Terrassenliegen der Strandbars muss man sich aber leisten wollen. Einen Platz im Sand davor gib't zum Glück unentgeltlich.

AUF DER SUCHE NACH DEM BESONDEREN.



MEY & EDLICH¹⁸⁷⁰

einfach gut angezogen



Moderner, als viele meinen: Gerade die Jugend in Iran geht ihre eigenen Wege.

H

afis könnte sich kaum eine angenehmere Ruhestätte ausgesucht haben. Zierliche Mandarinenbäume umgeben das achtsäulige Grabmal des Dichters in der südiranischen Stadt Shiras. Eine Nachtigall zwitschert dem Abendhimmel entgegen. Im Wasser der Bassins spiegelt sich die funkelnde Mosaikdecke des Bauwerks, während seichte Lautenklänge aus Lautsprechern die warme Luft erfüllen.

Vor dem weißen Marmorsarkophag besetzen Fans des Nationalpoeten die Treppenstufen: Gruppen von Studenten, ein verträumtes Liebespaar, Familien mit Mädchen in Jeans und Großmüttern im schwarzen Tschador. Jemand hat dunkelrote Rosenblätter auf der kalligraphisch geschwungenen Grabinschrift verstreut.

Es ist eine Atmosphäre, als wäre Hafis' Poesie Wirklichkeit geworden. Die meisten Pilger tragen eine Ausgabe seines „Diwan“ in der Tasche, jener berühmten Sammlung von Hunderten Gedichten, die 1812 zum ersten Mal in der Übersetzung des österreichischen Orientalisten Joseph von Hammer-Purgstall in deutscher Sprache erschien.

Seit mehr als 600 Jahren sind Hafis' Verse ein Zufluchtsort für Iraner. Ein Orakel, um schwere Fragen zu beantworten, ein chiffrierter Ratgeber, ein vertrautes Zuhause in unruhigen Zeiten. Hafis bekamen die meisten Iraner schon auf dem Schoß ihrer Großeltern vorgelesen. Er gilt als Meister der Metapher und Hüter aller Geheimnisse – kaum ein Iraner, der nicht in seiner poetischen Bilderwelt aufgewachsen ist.

Mein erster Iranbesuch vor fast zehn Jahren hinterließ einen bleibenden Eindruck. Begeistert von den herzlichen Begegnungen mit Iranern und ihrer Kultur entwickelte ich die fast messianische Gewohnheit, Freunden in Deutschland zu erklären, dass Iran überhaupt nicht so sei, wie sie immer dachten. Was heute unter Iran-Reisenden und Youtubern schon fast plattitüdenhaft wirkt, war damals noch eine überraschende Erkenntnis.

Besonders die Stimmung im Hafis-Garten in Shiras war so ziemlich das Gegenteil von den Eindrücken faustschwingender Eiferer, Flaggenverbrenner und keifender Potentaten, die uns aus Iran im Fernsehen serviert wurden. „Wisst ihr, dass sich jeden Tag scharenweise junge Iraner in Hafis' Mausoleum Gedichte vorlesen?“, pflegte ich meine Gegenüber zu fragen. Dann folgte ein Vergleich, den ich mir eigens für die Pointe erdacht hatte. „Das ist, als strömten deutsche Jugendliche nach Weimar an Goethes Grabmal, um einander aus dem ‚Faust‘ vorzulesen.“

Schon vor der Corona-Pandemie begann das Jahr für Iran nicht gut. Im Januar mussten die Iraner einen Tweet lesen, der nicht nur ihnen selbst übel aufstieß. Im Schlagabtausch zwischen Amerika und Iran drohte Präsident Donald Trump für den Fall, dass amerikanische Soldaten bei iranischen Angriffen zu Schaden kämen, mit der Zerstörung von 52 persischen Kulturstätten.

Die Unesco protestierte. Auch ich konnte es kaum fassen. Zwar kennt man inzwischen Trumps Tiraden, doch in der Hitze der Ereignisse schien selbst so eine Wahnsinnstat einen Moment lang möglich. Was, wenn der amerikanische Präsident seine Drohung wahr machen würde? Wenn Hafis' friedlicher Garten in Schutt und Asche gebombt würde?

Trump traf damit einen empfindlichen Nerv bei einem verunsicherten Kulturvolk, das schon seit Jahren unter Sanktionen und einem bedrohlichen Kriegsszenario leidet. Dann kam noch die Corona-Krise dazu. Iran war das Land im Mittleren Osten, das als erstes und am stärksten von der Pandemie heimgesucht wurde. Mit gut 25.000 Corona-Toten (weit mehr als doppelt so vielen wie in Deutschland) ist es weiterhin das Epizentrum in der Region.

So begann das persische Neujahr im März unter düsteren Vorzeichen. Dabei hat Iran viel Besseres verdient. Mit der Herzlichkeit und Gastfreundschaft seiner Menschen, der Vielfalt seiner Regionen und der tiefen Mystik in den Zeilen von Poeten wie Dschalaluddin Rumi hatte Iran mein Herz berührt.

Nach meiner ersten Iranreise entschloss ich mich, Iranistik zu studieren. Ich paukte Persischvokabeln an einem angestaubten Berliner Institut. Farsi zu sprechen war der wichtigste Ertrag eines sonst eher trockenen philologischen Studiums. Im Herbst 2013 zog ich für ein Semester nach Teheran. Dort machte mein Persisch so große Fortschritte, dass ich am Ende einen Kursus über klassische Dichtung besuchen konnte. Das öffnete mir ein Fenster zu jener ästhetischen Welt, für die sich auch Goethe einst begeistert hatte. Im „West-östlichen Diwan“ schrieb er zu Ehren seines persischen Dichtervorfahrens: „Und mag die ganze Welt versinken! / Hafis, mit dir, mit dir allein / Will ich wetteifern!“

Gedichte auf zwei Beinen

Auch ich beschloss, mein Augenmerk stärker auf den kulturellen Reichtum der Iraner zu legen als auf die Wirren der Tagespolitik. Es war eine bewusste Entscheidung, mit der keineswegs politische Probleme und gravierende Menschenrechtsverletzungen ignoriert werden sollten. In einer multiperspektivischen Realität entschied ich mich schlicht, mit anderen, genauso gültigen Narrativen über Iran zu berichten, Gegenakzente zu setzen. Warum sollten wir nichts von dieser Welt hören, die ihre eigene Gültigkeit besaß? Entlarven wir nicht unsere vermeintliche Objektivität, wenn wir auf manche Regionen nur mit automatisierten Schemata blicken?

Während meiner Zeit in Teheran tauchte ich in die poetische Alltagskultur der Iraner ein. Bei U-Bahn-Fahrten durch die Hauptstadt kaufte ich Kindern kleine Umschläge ab, in denen Schnipsel mit Hafis-Gedichten steckten. Das „Fal-Ziehen“ ist eine iranische Methode, um drögen Fahrten im großstädtischen Personennahverkehr



Feier des Lebens: Mit dem „Diwan“ des Dichters Hafis, hier eine Miniaturmalerei dazu aus dem 17. Jahrhundert, sind viele Iraner aufgewachsen.

IRAN

Unser Blick auf das Land wird verzerrt von der Tagespolitik.

GANZ

Dabei ist der historische und kulturelle Reichtum einzigartig.

ANDERS

Von Marian Brehmer

eine Prise Weisheit zu verleihen. Ich traf Menschen, die bei jeder mittellangen Unterhaltung zumindest einen oder zwei Gedichtverse zitierten, unter ihnen waren auch Taxifahrer oder Straßenfeger. Manche von ihnen gingen, wie das ein iranischer Freund nannte, wie „Gedichte auf zwei Beinen“ durchs Leben. Sie brachten positive Energie in ihr Umfeld, Energie, die sie direkt aus dem Inspirationschatz der persischen Vermystik schöpften.

Auch ich lernte einige Gedichte auf Farsi auswendig. Damit wurde ich ein Stück weit Teil der iranischen Gesellschaft. Denn Dichtung, stellte ich fest, war für die Iraner so etwas wie ein Mitgliedsausweis. Wer Hafis oder Rumi aus dem Gedächtnis rezitieren kann, der knüpft an jene generationenübergreifende Kultur an, die über Jahrhunderte weitergereicht wurde.

Natürlich ließ sich die Politik nicht ausblenden, das wäre realitätsfern. Ich litt mit, als in den vergangenen Jahren die Wirtschaftsanktionen gegen Iran auch das Leben meiner Freunde immer stärker einschränkten. Manchmal versuchte ich dann, die Dinge durch die Linse einer simplen persischen Sufi-Weisheit zu betrachten: „In niz bogzarad – Auch dies wird vorübergehen.“

Doch es wurde immer schwieriger. Es gab kaum eine Taxifahrt bei meinen jüngsten Besuchen in Iran, bei der das Gespräch mit dem Fahrer nicht in endlosen Klagen endete (iranische Taxifahrer lieben politische Diskussionen). Klagen über die Zustände im Land, die gigantische Inflation, die religiös getränkte Doppelseitigkeit in der Politik, aber auch die vermeintliche Zurückgebliebenheit Irans gegenüber den fortschrittlichen Europäern.

„Was machst du überhaupt hier?“, wurde ich dann gefragt. „Was bringt es dir, Persisch zu lernen? Das Geld liegt doch ganz woanders.“ In solchen Situationen fiel es mir schwer zu kontern. Beizeiten versuchte ich zu erklären, dass Gastfreundschaft und ein lebendiges Bewusstsein für kulturelle Wurzeln Reichtümer waren, an denen es „uns Westlern“ mangelte. Ich hatte nur mäßigen Erfolg – viele Iraner hatten das polarisierte Negativbild von Iran längst felsenfest für sich selbst übernommen.

Amerika als Maß aller Dinge

Dieser postkoloniale Minderwertigkeitskomplex wurde auch geschürt durch großzügig subventionierte persische Nachrichtensender aus England und den Vereinigten Staaten, die trotz offizieller Verbote in jedem iranischen Wohnzimmer laufen. Beeinflusst durch subtile Werbung für den amerikanischen Lebensstil – etwa in Hollywood-Filmen – und befördert durch die Folgen der Globalisierung, leben viele Iraner heute ein konsumorientiertes Leben. Die Werte haben sich verschoben. Die junge städtische Generation blickt nach Amerika als dem Maß aller Dinge. Traditionelle Familienbande brechen auseinander. Manche sehen darin einen „soft war“, einen gewollten Kulturverfall von innen, der von außen vorangetrieben wird.

All das treibt mitunter erfreuliche, wenn auch komische Blüten. „Rumis persische Sufidichtung ist auch deshalb in Iran gerade so populär, weil Rumi in Amerika lange Zeit auf Bestsellerlisten stand“, sagte der iranische Literaturprofessor Iraj Shabazi von der Universität Teheran einmal zu mir.

Irans namhafteste Hochschule befindet sich im wuseligen Stadtkern der Millionen-Metropole. Und tatsächlich: Beim Laufen durch die Revolutionsstraße, an der Uni vorbei und entlang einer

populären Büchermeile, fallen mir immer wieder dicke Gedichtbände mit Rumis Werk in den Schaufenstern auf. Nirgendwo habe ich je so viele gut sortierte Buchläden auf einem Fleck gesehen. Als ich einen der Händler anspreche, erzählt er mir, dass sich selbst sechsbändige Literaturkommentare zu Rumis Gedichtwerk mittlerweile hervorragend verkaufen.

Teheran ist keine Stadt, die gleich ans Herz wächst. In ihr schlägt das pulsierende, zuweilen rastlose Herz der Nation. Doch hier gedeiht auch die dynamischste Kulturszene des Mittleren Ostens. „See You in Iran“ ist eine Initiative, die seit einigen Jahren Nicht-Iranern das Leben dieser Szene näher bringen und damit das Ansehen des Landes verbessern will.

Alles begann 2015 mit einer Facebook-Plattform, ins Leben gerufen von jungen Iranern, die im Westen studiert und die Außenwahrnehmung Irans miterlebt hatten. Sie waren Leuten begegnet, die sich regelrecht davor fürchteten, nach Iran zu reisen. Nun konnten Iran-Reisende in der virtuellen Gruppe ihre Reiseerfahrungen mit einer stetig wachsenden Mitgliederzahl teilen.

„Es geht nicht darum, nur Positives zu verbreiten“, sagt die 28 Jahre alte Künstlerin und Kuratorin Yasaman Tamizkar, die bei „See You in Iran“ Touren durch Teheraner Kunstgalerien anbietet. „Gute wie auch schlechte Nachrichten werden ungefiltert gepostet, sodass ein realistischeres Bild entsteht.“ Ein Bild, das jenseits medialer Verzerrungen und politischer Diskurse liege.

Gefangen in der Negativspirale

„Immer mehr Leute begreifen, dass die Menschen in Iran nicht mit ihrer Regierung gleichzusetzen sind“, sagt Tamizkar. Dabei helfen zwischenmenschliche Begegnungen und Erlebnisse der Aufgeschlossenheit vieler Iraner gegenüber Touristen. „Viele kehren bereichert als kulturelle Botschafter in ihre Heimatländer zurück.“ In den vergangenen Jahren betrieb „See You in Iran“ eine Handvoll Hostels und ein Kulturzentrum, veranstaltete urbane Rundgänge und Workshops zu Themen wie „Frauen des Mittleren Ostens“ oder „Nomadentum als Emanzipierung“. Doch in der Corona-Pandemie konnten sich die Herbergen nicht mehr halten, die Kulturprogramme wurden ins Internet verlagert.

In diesem Jahr wuchs die Diskrepanz zwischen „meinem“ Iran und jenem, das im Zentrum der Öffentlichkeit steht, abermals stark an. Bei den Benzinprotesten im November 2019 entlud sich der Unmut vieler Iraner mit voller Wucht, besonders in den kurdischen Randprovinzen des Landes. Auf Bürgerwut und Vandalismus antworteten die Machthaber mit Härte, viele Menschen kamen ums Leben. Dann folgte der Mord an General Soleimani durch eine amerikanische Drohne und der versehentliche Abschuss eines ukrainischen Passagierjets kurz nach dem Start durch einen General der iranischen Luftwaffe. Alle Zeichen standen auf Eskalation. Wieder einmal schien Iran gefangen zu sein in einer Negativspirale. Und wieder einmal fragte ich mich: Wie weit und wie lange lässt sich mit kultureller Schönheit und der menschlichen Komponente ein anderes Iran-Bild zeichnen?

Die Frage ist für mich verbunden mit einer ständigen Suche, bei der ich letztlich auf tieferreichende Fragen stoße. Zum Beispiel: Was ist Objektivität? Worauf will und sollte ich meine Aufmerksamkeit richten? Wie kann ich realistisch bleiben, ohne zum hinlänglich verminten Nachrichtenterrain beizutragen? Ein paar Antworten für mich lauten: Weiterhin nach Iran reisen, auch dahin, wo sonst niemand hinfährt.

Weise Verse: In iranischen Städten werden auf der Straße und in öffentlichen Verkehrsmitteln Schnipsel mit Hafis-Gedichten verkauft.



Am Grabmal des Dichters Hafis in Shiras: Viele Iraner schöpfen auch heute noch Energie und Inspiration aus der persischen Vermystik.

Den Kontakt mit meinen iranischen Freunden am Leben erhalten. Meine Begeisterung für die persische Lebensweise in mein Schreiben einfließen lassen, auch auf die Gefahr hin, als romantisierender Orientalist abgetan zu werden.

Vielsagend ist jedenfalls die Tatsache, dass sich schon Hafis vor Jahrhunderten an manchen Dingen in Religion und Politik rieb, die heute noch aktuell sind. Eine beißende Kritik lautet übersetzt etwa so: „Sie halten Heuchelei für erlaubt und das Weinglas für verboten (...) / Trink Wein, denn einhundert Sünden (...) / Sind besser als geheuchelter Gehorsam.“

Hafis lässt sich lesen, um die Welt ein wenig besser zu verstehen. Und um das Leben zu genießen, trotz der Ungenießbarkeit der Tagespolitik. Ob Hafis allerdings den echten Wein oder metaphorisch die spirituelle Trunkenheit meinte – in diese alte Diskussion will ich lieber nicht einsteigen.

PHOTOS MAURITZUS, VISUM

VOR UNS DIE WELT

SEIT JEHER UNSER KURS: MASSSTÄBE SETZEN.

An Bord unserer kleinen Schiffe genießen Sie Freiraum in einem noch nie dagewesenen Maß, damit Sie noch sicherer reisen. Genießen Sie die vertraute Symbiose aus perfektem Luxus, individueller Entspannung und inspirierenden Momenten, wenn Sie den Horizont der Welt wieder zu Ihrem machen.

Folgen Sie uns auf unserem Kurs: www.hl-cruises.de



JETZT
INFORMIEREN
UND BUCHEN.



HAPAG ¹⁸/₉₁ LLOYD
CRUISES



Lieber Rap als BWL: Henry-Michel Otthou-Messendé würde gerne in der Musikszene Spuren hinterlassen.

Er kennt kein Mädchen, das so heißt. Es ist weder der Name seiner Mutter noch seiner Katze, es gibt kein Vorbild aus einem Film oder einem Lied. Linda reimt sich einfach gut, passt perfekt in den Text. In seinen Texten. Mit Texten hat er Erfahrung, seit Jahren schreibt er. Für andere. Für den Papierkorb. Für später. Selbst zu singen, zu rappen, das hat er sich lange nicht getraut.

Bis im Jugendhaus Heideplatz im Frankfurter Stadtteil Bornheim aus Henry-Michel Otthou-Messendé YFK Henry wurde. Jetzt träumt er davon, berühmt zu werden, ein bisschen wenigstens. „Linda“ soll nur der Anfang gewesen sein. Und der Beweis dafür, dass mit Akribie, Mut und etwas Technik ein Traum wahr werden kann – der Traum vom eigenen Lied und den Möglichkeiten, ihn über Instagram, Spotify und Youtube in die Welt zu tragen.

Im Jugendhaus steht ein Tonstudio, ein Dreierteam von Sozialarbeitern lässt Kinder und Jugendliche dort singen und rappen. Die meisten wollen rappen, das ist cooler. Kyriakos Tsakmakis ist einer der Sozialarbeiter, fünf Stunden in der Woche steht der Einunddreißigjährige als Producer am Mischpult. Er betreibe kein Casting und zensiere nicht, erzählt er, nur Lust am Lied und vielleicht ein wenig Talent seien notwendig.

Die Technik hilft. Für ihre Verhältnisse haben sie im Jugendhaus viel Geld dafür ausgegeben. In der Gesangskabine steht ein Mikrofon von Rode bereit, als Produktionssoftware wird die recht teure Cubase verwendet. Rechner und Soundkarte sind notwendig. Dann kann es losgehen.

Dank der Software sind Instrumente zu hören, wo keine sind, die Aufnahmen werden geschnitten und mit Klängen angereichert. Nur singen muss der künftige Star selbst. Und das will er oder sie ja auch. So entstehen zahlreiche „Lindas“, die meisten von ihnen verschwinden wieder im Nirgendwo, aber gut fürs Ego ist so eine Aufnahme allemal. Und ein bisschen mehr Selbstbewusstsein kann nie schaden. Sind die jungen Sänger flügge, machen sie oft zu Hause weiter, nehmen am eigenen Computer ihre Lieder auf. Irgendwann kommt das Jugendhaus an seine Grenzen. „Ich bin Sozialarbeiter, kein Labelboss“, sagt Tsakmakis.

Otthou-Messendé aber will weitermachen. Schon hat er den nächsten Song gerappt, „Money Talk“. „Wenn du nichts Produktives oder Interessantes zu sagen hast, sag lieber gar nichts“, ist die Botschaft. „In ‚Linda‘ ging es um etwas anderes, nämlich um die Tatsache, dass ich das Genörgel eines Mädchens nicht ertragen kann und mich zu einem anderen Mädchen namens Linda hinwende, das mir weniger Kopfschmerzen bereitet. Der Name Linda ist mir eingefallen, weil er sich gereimt hat“, sagt Otthou-Messendé. „Theoretisch wäre jeder andere in Frage gekommen.“

Seine Eltern sind aus Kamerun eingewandert, seine Mutter war damals 16 Jahre alt. Otthou-

Messendé ist im Jahr 2000 geboren, er besuchte zunächst die Französische Schule in Frankfurt und legte sein Abitur dann auf einem anderen Gymnasium ab. Am Lycée Français Victor Hugo lernte er 2017 zwei Schüler kennen, der eine von ihnen rappte. Das war der Startschuss. Schnell war ihm klar: Sein Englisch war zu schlecht. Deswegen nahm er lange selbst kein Lied auf. Aber schrieb Texte. Nach dem Abitur ging er für vier Monate nach New York, Work and Travel. Kontakte in die Musikszene aufbauen. Die Sprache lernen. Danach traute er sich.

Zurück in Frankfurt, betreute er im Haus Heideplatz eine Jugendgruppe. Und wagte sich ins Tonstudio. Zwei Stunden hatte er Zeit. Drei Lieder nahm er auf. „Ich war nervös, habe mehrere Anläufe gebraucht“, sagt der Musiker, der sich als Rapper YFK Henry nennt. YFK wie Young Fly King. Nicht, weil er fliegen will wie ein Vogel, es ist nur ein Ausdruck, der so viel bedeutet wie fresh oder cool.

Fünf Monate später lief „Linda“ auf Spotify, Youtube und Instagram. Er hatte es selbst draufgestellt. Die Plattformen helfen dabei mit Songmanagern, Programmen, die je Lied 25 Euro kosten. YFK Henry ist das zu teuer. Inzwischen nutzt er ein Programm, das pauschal zwei Euro im Monat kostet. Er hört viel amerikanischen Rap, orientiert sich an Melodien, die er mag und legt seinen Stil darüber. Holt sich erst den Rhythmus, summt dazu und schreibt dann einen Text. Gut singen könne er, gemessen an seinem Anspruch, nicht, sagt er. Also rappt er. Seine Refrains aber klingen melodisch, haben einen Hauch von Pop. Freunde raten ihm, auf Deutsch zu rappen, weil das die Zielgruppe hier besser fände, weil sie die Texte auch versteht. Er mag aber die englische Sprache lieber.

Mit Rauschgift oder Gewalt, die mit der Szene assoziiert werden, hat er nichts am Hut. „Viele lehnen sich gedanklich an das Milieu an, weil das cool wirkt“, sagt er. „Ich lehne diese Themen in meinen Liedern nicht ab, stelle sie aber auch nicht in den Mittelpunkt. Ich will einfach gute Musik machen.“

Im zivilen Leben ist Otthou-Messendé ganz und gar bodenständig. Er studiert bilingual Betriebswirtschaftslehre auf Deutsch und Französisch an der FH Frankfurt. Gerade absolviert er sein obligatorisches Auslandssemester in Troyes. Und nach dem Examen? Zieht es ihn hinaus. „Ich will reisen, die Welt entdecken, das kann ich mit der Musik bestimmt gut.“ Nur sich verbiegen, an eine Strömung anschmiegen, das will er auf keinen Fall. „Ich will authentisch bleiben. Wenn es so klappt – gut. Wenn nicht, dann nicht. BWL ist eine gute Rückversicherung.“ Will er lieber Bankmanager oder Rapstar werden? Die Antwort kommt spontan: Lieber Rapstar, lieber King Henry als CEO Otthou-Messendé. Der Junge aus dem Jugendtreff Bornheim. Das hätte was. ◀

FOTOS: PRIVAT



Tüfteln im Tonstudio: YFK Henry, wie er sich als Rapper nennt, nutzt die technischen Möglichkeiten im Jugendhaus Heideplatz in Frankfurt, um seine eigenen Lieder aufzunehmen.

Einfach machen

Wie aus einem Frankfurter Studenten mit Ausdauer und Technik ein Rapstar wird. Vielleicht jedenfalls.

Von Holger Appel



DEINE PERFEKTE CHINO



GEFERTIGT IN PORTUGAL



17 FARBEN



ELASTISCHER HOSENBUND



REISSVERSCHLUSSTASCHE



KOSTENLOSER VERSAND

BESTELLE JETZT DEINE MR MARVIS CHINOS AUF MRMARVIS.DE

exklusiv online erhältlich

„ES FINDET EINE KÖRPERLICH-HAPTISCHE VERKÜMMERUNG STATT“



Vor 14 Jahren brach **Daniel Karasek**, 61, zunächst zögerlich in den hohen Norden auf, um als Generalintendant den Kieler Theatern neues Leben einzuhauchen. Der älteste Sohn von Hellmuth Karasek wuchs in Caracas auf und begann seine Karriere als Regisseur in den Achtzigern bei Jürgen Flimm. Die Corona-Pandemie stellt seine Bühnen, die zu den familienfreundlichsten Deutschlands zählen – samstags gibt es keine Proben, und eine Schwangerschaft bedeutet hier nicht das Karriereaus –, vor eine enorme Herausforderung.

Was essen Sie zum Frühstück?

Ich trinke Buttermilch und einen Cappuccino.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Nicht im Internet! Wir Männer haben es ja leichter. Ich kaufe immer nur das, was nötig ist: ein Hemd, eine Hose. Ich kaufe wenig und muss deshalb auch kein schlechtes Gewissen haben, die Umwelt zu strapazieren.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Meine Campers und ein T-Shirt aus der ersten Sommer-Bespielung, die wir vor acht Jahren gemacht haben. Damals haben wir „Tosca“ gezeigt. Der Schriftzug fängt langsam an abzublättern, aber ich trage das T-Shirt noch immer beim Sport.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Das weiß ich nicht mehr. Aber ich schreibe noch immer jeden Tag handschriftlich Tagebuch, ganz altmodisch.

Welches Buch hat Sie im Leben am meisten beeindruckt?

„Die verlorenen Spuren“ von Alejo Carpentier. Ein wunderbares Buch.

Wie informieren Sie sich über das Weltgeschehen?

Ganz altmodisch über lokale und internationale Zeitungen, unter anderem „El País“, weil Spanisch meine Muttersprache ist. Es macht mir wahnsinnig viel Spaß, sie bei einem Kiosk oder in einer Bahnhofsbuchhandlung zu kaufen, das mache ich jeden Freitag, Samstag und Sonntag. Ich liebe das und könnte nicht darauf verzichten.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Im Augenblick: wie weit unsere Sänger und Schauspieler beim Sprechen mit ihrer Spucke kommen. Daran entzündeten sich sehr streitbare Gespräche. Ich meine, dass nichts Schlimmes geschehen kann, wenn man einen vernünftigen Abstand zueinander hält, aber da scheiden sich die Geister. Körperkontakt ist nicht nur auf der Bühne tabu, in der Gesellschaft findet eine ganz starke körperlich-haptische Verkümmierung statt. Fürs Theater ist das eine Katastrophe, wir spiegeln ja die Gesetze der Annäherung und der Distanzierung von Menschen. Eine Weile stachelte das an, aber irgendwann kommt man nicht umhin zu erkennen, dass wir eine Kastration des Theaters erleben.

Bei welchem Film haben Sie zuletzt geweint?

„The Hours – Von Ewigkeit zu Ewigkeit“, den habe ich vor Kurzem auf DVD gesehen.

Sind Sie abergläubisch?

Ja! Man darf vor einer Vorstellung nicht sagen: „Jetzt kann nichts mehr schiefgehen“ – ein ganz schwerer Fehler vor der Premiere. Und man darf auf der Bühne nicht pfeifen.

Worüber können Sie lachen?

Über einen wirklich guten, intelligenten, witzigen Schauspieler. Wir haben hier übrigens ganz viele davon.

Ihr Lieblingsvorname?

Der Name meiner Tochter, Genia. So heißt auch die weibliche Hauptfigur aus Arthur Schnitzlers „Das weite Land“, einem meiner Lieblingsstücke. Und Constanze – das ist Mozart-Zauber pur.

Machen Sie eine Mittagspause?

Eigentlich nie.

In welchem Land würden Sie gerne leben?

In Deutschland ohne Corona.

Was fehlt nie in Ihrem Kühlschrank?

Leider: Fleisch.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Leider: mit.

Was ist Ihr größtes Talent?

Dass ich höchst erfolgreich in der Tätigkeit war und bin zu verhindern, ein Buch zu schreiben.

Was tun Sie, obwohl es unvernünftig ist?

Ich kann an keinem Buchladen vorbeilaufen, ohne völlig sinnloserweise irgendein Buch zu kaufen.

Welcher historischen Person würden Sie gerne begegnen?

Jesus.

Tragen Sie Schmuck? Und eine Uhr?

Nein, nie.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Der Duft eines frisch gebratenen Steaks.

Was war Ihr schönstes Ferienerlebnis?

Eine Woche in den Cafés von Triest zu sitzen und zu schreiben. An dem Buch, das ich noch immer nicht geschrieben habe. Das habe ich schon drei Mal gemacht.

Auf welchem Konzert waren Sie zuletzt?

Bei unseren Philharmonikern zu einer sogenannten Corona-Fassung, da waren nur 15 Musiker auf der Bühne. Wir haben großartige Musiker, man vergisst dann schon mal die Situation. Aber es tut auch weh. Die Philharmoniker macht einfach die große Form aus. Die Kunst ist ja selten ein Medikament zur direkten Verarbeitung, sondern eines aus der Distanz, das ist ihre Kraft. Momentan ist die Kunst wie gelähmt, aber wenn wir anfangen, das alles zu verarbeiten, wird sie wieder existent.

Was fehlt Ihnen zum Glück?

Der Impfstoff gegen Corona.

Was trinken Sie zum Abendessen?

Cola, wenn ich abends noch arbeiten muss. Und wenn ich nicht mehr arbeiten muss: Wein.

Aufgezeichnet von Katharina Pfannkuch.

NOMOS GLASHÜTTE



175 Years
Watchmaking
Glashütte

Lambda – 175 Years Watchmaking Glashütte. Feinuhrmacherei, neu in einem Gehäuse aus Edelstahl. Das Sondermodell, nach Chronometerwerten reguliert, gibt es in Emailleschwarz, -weiß oder -blau, limitiert auf je 175 Stück. Etwa hier: Aachen: Lauscher, Lücken; Augsburg: Bauer, Hörl; Bayreuth: Böhnlein; Berlin: Brose, Leicht, Lorenz; Bielefeld: Böckelmann; Bochum: Mauer; Bonn: Hild, Kersting; Bremen: Meyer; Darmstadt: Techel; Dresden: Leicht; Düsseldorf: Blome; Erfurt: Jasper; Essen: Mauer; Frankfurt am Main: Pletzsch; Glashütte: NOMOS Kauffhaus; Hamburg: Cabochon, Becker, Mahlberg; Hannover: Kröner; Köln: Berghof, Gadebusch; Konstanz: Baier; Lübeck: Mahlberg; Mainz: Wagner-Madler; Mannheim: Wenthe; München: Fridrich, Hilscher, Kiefer; Münster: Oeding-Erdel; Regensburg: Kappelmeier; Stuttgart: Kutter; Ulm: Scheuble. Und überall bei Brinckmann & Lange, Bucherer, Rüschenbeck und Wempe sowie hier: nomos-glashuette.com



Kaliber DUW 1001
Deutsche Uhrenwerke NOMOS Glashütte



DIOR